
STAHLFRONT
FS 1
Die Macht
aus dem Eis
Torn Chaines

Stahlfront®

Unitall

Wir empfehlen Ihnen, den monatlich erscheinenden
E-Mail-Newsletter unseres Auslieferers HJB zu abonnieren
(www.hjb-news.de), in dem alle neuen Unitall-Produkte
bereits vor Erscheinen vorgestellt werden:



1. Auflage, November 2007
2. Auflage, April 2008
3. Auflage, August 2008

Unitall Verlag GmbH
8268 Salenstein
Schweiz

Vertrieb:
HJB Verlag & Shop KG
Schützenstr. 24
78315 Radolfzell
Bestellungen und Abonnements:
Tel.: 0 77 32 – 94 55 30
Fax: 0 77 32 – 94 55 315
www.hjb-shop.de
www.stahlfront.de
Titelbild: Chance Last
Printed in EU

Dieses Buch wurde vor Drucklegung anwaltlich begutachtet.

Band 1

Die Macht aus dem Eis

Roman von
TORN CHAINES

Aus dem Amerikanischen übertragen von
MARIA FRIEDRICH

Das Buch

Wir schreiben das Jahr 2010. Eine Verschwörung ungeahnten Ausmaßes zeigt ihre böse Fratze – und der amerikanisch-chinesische Krieg bricht aus. Geheimnisvolle Kräfte stellen die Militärs beider Seiten vor fast unlösbare Aufgaben, und zum ersten Mal wird eine Zukunftstechnik offen eingesetzt, die der Menschheit bisher aus guten Gründen verborgen geblieben war.

Mehr noch: Nicht alle in diesen bald weltumspannenden Krieg verwickelten Kräfte sind menschlicher Natur – und dann kommt eine vergessen geglaubte Macht aus der Finsternis zurück…

Der Autor

Torn Chaines, Jahrgang 1939, war lange Jahre Professor für Geschichte und deutsche Literatur an einer der renommierten Universitäten der amerikanischen »Ivy League«. Entmutigt von einem Hochschulbetrieb, der sich mehr und mehr den Diktaten der »political correctness« unterwirft, nahm er vorzeitig seinen Abschied, um in Zukunft nur noch zu schreiben.

Chaines, geschieden und kinderlos, lebt heute in einem Blockhaus im äußersten Nordosten der USA. Es liegt tief versteckt in den schier endlosen Wäldern rings um den Moosehead Lake.

Seine ehemaligen Kollegen und Feinde zeigten sich unversöhnlich und verhinderten eine Veröffentlichung seiner Werke in den USA. So mußte Chaines den für einen amerikanischen Autor ungewöhnlichen Weg beschreiten, sich einen Verleger in Europa zu suchen.

Inhalt

1. Bodenkampf 6

2. Luftkampf 19

3. Machtkampf 37

4. Überlebenskampf 46

5. Gewissenskampf 56

6. Generationenkampf 65

7. Geheimkampf 80

8. Überzeugungskampf 92

9. Nahkampf 102

10. Forschungskampf 120

11. Geschlechterkampf 139

12. Eiskampf 151

13. Höhlenkampf 163

14. Dschungelkampf 177

Get down deeper and down
Down down deeper and down
Down down deeper and down
Get down deeper and down

(Status Quo – Rossi/Young)

1. Bodenkampf

Der Krieg war kaum noch zu vermeiden. Würde es angesichts der Konfrontation einer Groß- und einer Supermacht zum weltzerstörenden atomaren Schlagabtausch kommen? Magnus Wittmann hoffte, daß dieser Kelch erneut an der auch ohne Krieg schon mehr als geplagten Menschheit vorübergehen würde.

Doch wirklich sicher war er sich dessen nicht. Der amerikanischen Präsidentin war so gut wie alles zuzutrauen.

Wittmann klappte den Aktenordner zu und schaltete den Computer aus. Er seufzte. Die Arbeit beim Verfassungsschutz hatte er sich spannender vorgestellt.

Der 1,89 Meter große Mann erhob sich. Unter seinem leichten Sommerhemd spannten sich breite Schultern und eine muskelbepackte Brust. Magnus Wittmann wog 92 Kilo – aber er hatte kein Gramm Fett am durchtrainierten Leib.

Daß er in Form blieb, war dem Oberleutnant der Reserve auch nach seinem Ausscheiden aus der Bundeswehr ein wichtiges Anliegen gewesen. Er war 34 Jahre alt und vermutlich noch besser in Form als zu seiner aktiven Dienstzeit – und KSK-Männer* waren stets in bestechend guter Form.

Wittmann hatte sich nach Ablauf seiner Dienstzeit nicht für

* KSK: Kommando Spezialkräfte, eine Elitetruppe der Bundeswehr

eine Verlängerung entschieden, obwohl man sie ihm angeboten hatte. Aber die Einsätze, zu denen er abkommandiert worden war, hatten ihm im Laufe der Zeit immer weniger zugesagt.

Es war ihm im Prinzip egal, ob er in Afghanistan kämpfte, in Afrika oder auf dem Balkan. Aber die Einsatzziele hatten sich weiter und immer weiter von dem entfernt, was er für gerechtfertigt hielt.

Als er sich zum Wehrdienst verpflichtet hatte, hatte Wittmann Deutschland dienen wollen und nicht irgendwelchen nebulösen Interessengruppen, die heutzutage die Ziele der Politik fast auf der ganzen Welt zu bestimmen schienen.

Und nun schienen es diese Kräfte tatsächlich darauf anzulegen, die USA in einen Krieg mit der Volksrepublik China zu verwickeln.

Wer konnte derart wahnsinnig sein? Beide Staaten waren Atommächte. Sollte es tatsächlich zu diesem Krieg kommen, würde keine Seite eine Niederlage akzeptieren, sondern ihre Raketen losschicken.

Magnus Wittmann verließ das Büro und ging durch die langen, fast menschenleeren Gänge des Gebäudes an der Mauerstraße 34 bis 38. Dieser Frühlingstag des Jahres 2010 war angenehm warm in Berlin, und so hatten die meisten Beamten und Angestellten das Haus schon verlassen.

Nun wurde es allmählich dunkel, und Wittmann bekam Hunger. Atomkriegsgefahr hin oder her – der Mensch mußte essen. Die Pagode erschien ihm ein lohnendes Ziel.

Seit er sich von seiner letzten Freundin getrennt hatte, suchte Wittmann seine kleine Wohnung in einem renovierten Kreuzberger Altbau fast nur noch zum Schlafen auf.

Gedankenverloren schlenderte er zum U-Bahnhof Friedrich-/Ecke Französische Straße – und stieg dann doch nicht in den Untergrund hinab. Statt dessen schwenkte er nach rechts und bummelte über die auch in der Dämmerung noch stark belebte Friedrichstraße nach Süden, Richtung Kreuzberg.

Es war angenehm warm – nur ausgemachte Idioten konnten etwas gegen die Klimaveränderung haben! –, und die etwa drei Kilometer bis zur Bergmannstraße waren ein Klacks.

Am Landwehrkanal bog er nach links ab, um zur Zossener Brücke zu gelangen, auf der die Lindenstraße die geschichtsträchtige Wasserstraße überquerte.

Je tiefer er nach Kreuzberg hineingelangte, um so stärker veränderte sich das Straßenbild. Unter all den dunkelhäutigen Gestalten kam sich Wittmann vor wie ein Fremder…

*

Hatte er zu grimmig dreingeschaut? Hatte er einen der Jugendlichen vor ihm auf dem Gehweg mit Blicken provoziert? Wittmann war sich keiner Schuld bewußt – und trotzdem versperrten ihm fünf Gestalten den Weg.

»Ey, Kartoffel, das is unsere Brücke, klar!«

Die fünf waren 18, 19 Jahre alt. Garantiert keiner älter als 21. Sollten Sie wirklich einmal mit dem Strafgesetzbuch konfrontiert werden, »drohte« ihnen nicht mehr als ein Verfahren nach Jugendstrafrecht. Das war ihnen bewußt.

Und sie nutzten es aus.

Sie wollten ein wenig »Spass« haben an diesem lauen Abend. Pech für Wittmann, daß er gerade jetzt gerade hier vorbeikam.

»Schweinefleischfresser, gibsdu uns deine Kohle, dann laß isch disch laufen.«

Wittmann hob den Blick und sah dem Wortführer direkt in die Augen. Der Bursche war schrillbunt gekleidet wie seine Begleiter, die Baseballkappe saß schräg auf seinem schmalen Schädel. Der dunkle Flaum auf der Oberlippe sollte vielleicht einmal ein Bart werden.

Es war Wittmanns Fehler gewesen, sich zu sicher zu fühlen und zu sehr in Gedanken zu verfallen. Er hatte nach unten gesehen, die provozierenden Blicke der Jungschläger nicht bemerkt – der typische Fehler eines typischen Opfers.

Wittmann streckte das markante Kinn vor, und der harte Blick seiner stahlblauen Augen verunsicherte sein Gegenüber erkennbar. Aber es war zu spät. Er konnte nicht mehr zurück, wenn er vor seinen johlenden und feixenden Kumpanen nicht das Gesicht verlieren wollte.

Der Ex-KSK-Mann war jetzt hellwach, blickte sich blitzschnell um. Aus den Augenwinkeln sah er einige Landsleute, die auf die gegenüberliegende Seite der Zossener Brücke wechselten.

Eine Frau hatte es so eilig, daß sie fast vor ein vorbeifahrendes Auto gelaufen wäre.

Und alle sahen bemüht weg. In das, was jetzt kam, wollte sich keiner dieser aufrechten Bürger hineinziehen lassen.

»Bleischgesischt, hassu keine Ohren? Her mit Kohle!«

»Kemal, guckstu ihm seine Uhr! Willisch haben!«

Wittmann seufzte. Aus diesem Schlamassel mußte er sich allein heraushelfen. »Junge, es ist so ein schöner Abend, und ich habe noch nichts gegessen. Sei ausnahmsweise mal lieb und überfall jemand anders, ja? Bitte!«

Kemal war verunsichert, das spürte Wittmann genau. Aber er war nicht mehr Herr seiner Entscheidungen, wenn er sich vor seinen Freunden nicht blamieren wollte. So, wie sie feixten und johlten, standen sie vermutlich unter Drogeneinfluß – Marihuana, schätzte der VS-Agent.

»Schnauze, Dhimmi!* Gibsdu jetz Kohle raus und Uhr, oda willsdu sterbn, oda was?« Plötzlich blitzte ein Messer in Kemals Hand.

Jahrelang antrainierte Reflexe ließen Wittmann reagieren wie eine Maschine. Blitzschnell ging er in Grundstellung, Beine leicht gespreizt, Hände zur Deckung erhoben.

Seine Gegner fanden das offenbar belustigend. »Ey, voll krass, der Alde! Macht hier einen auf Kung-Fu!«

Doch die Messer, die nun auch die anderen aus ihren viel zu weiten Hosen zogen, deren Schritt teilweise bis zu den Knien herabgerutscht war, sprachen eine andere Sprache als das hysterische Lachen der Bekifften. Sie sprachen die gleiche Sprache wie die funkelnden Augen der fünf – die Sprache der Gewalt.

»Du wills misch beleidigen, Kartoffel! Isch fick dein Mutta!« Plötzlich lachte niemand mehr. Kemal stieß sein Messer vor, zielte auf Wittmanns Oberkörper.

Der ging leicht in die Hocke und klatschte in die Hände wie auf einem Kindergeburtstag. Die Messerklinge blieb genau zwischen seinen Handflächen stecken, ohne die Haut auch nur anzukratzen. Während Kemal noch verblüfft versuchte, seine Waffe wieder freizubekommen, schnellte Wittmanns Fuß nach

---

* Dhimmi: islamische Bezeichnung für Monotheisten (Christen und Juden), die mit eingeschränktem Rechtsstatus geduldet und staatlicherseits geschützt werden.

oben und mitten ins Gesicht des Angreifers. Der ließ sein Messer fahren, heulte auf wie ein geprügelter Hund und schlug beide Hände vors Gesicht. Dickes rotes Blut quoll darunter hervor.

»Mein Nas! Die Sau hat mein Nas gebrochen! Sschtescht die Sau ab!«

Wittmann ließ das billige Messer achtlos fallen und wirbelte herum. »Hört auf, bevor ihr es bereut und weint wie euer kleiner Freund!«

»Heut weint nur deine Mutta, Kartoffel! Und dann fick isch die Alde!«

Worte konnten die jungen Männer nicht mehr erreichen.

Aber darauf legte Wittmann auch keinen allzugroßen Wert. Es war ein beschissener Tag in einem beschissenen Büro gewesen, und er hatte den kleinen Hosenscheißern mehr als nur eine faire Chance gegeben. Wenn sie unbedingt kämpfen wollten, sollten sie ihren Willen bekommen.

Als der nächste Messerstich ins Leere ging und Wittmanns Faust mit enormer Wucht in die Magengrube des Angreifers krachte, so daß er zusammenklappte wie von unsichtbaren Gummibändern gezogen – unfähig, auch nur einen Schmerzenslaut auszustoßen –, verwandelte sich die hirnlose Wut der drei übriggebliebenen in panische Angst.

Doch jahrelange Prägung in einer Gesellschaft, die sich auch hier im Herzen Europas all ihre archaischen Eigenheiten bewahrt hatte, verwehrte ihnen die einzig logische Reaktion. Sie konnten nicht fliehen, um keinen Preis der Welt. Sie mußten ihre Männlichkeit beweisen und diesen verfluchten Mistkerl abstechen.

Wittmanns nächster Tritt zielte nicht ins Gesicht des Angreifers, sondern unter sein Kinn. Mit zerschmettertem Unterkiefer sank er schreiend zu Boden.

Blieben noch zwei. Sie versuchten Wittmann in die Zange zu nehmen. Doch als sie zustießen, war er längst nicht mehr da, wo er gerade noch gestanden hatte. Das Messer des einen zischte am Arm des anderen vorbei, schlitzte dessen Jackenärmel aus roter Ballonseide auf und hinterließ einen häßlichen Schnitt am Oberarm. Der Getroffene schrie laut auf.

Der Bursche stellte keine echte Gefahr mehr da. Also trat Wittmann zuerst dem anderen von der Seite aufs Knie. Es gab

ein häßlich knirschendes Geräusch, als Gelenkknorpel platzten und Sehnen zerrissen. Sollte der Typ jemals etwas so Sinnvolles getan haben wie Fußball spielen – in Zukunft würde er dazu nicht mehr in der Lage sein.

Der am Arm Verletzte hielt sich die blutende Wunde und wich mit Panik in den Augen zurück. Das Brückengeländer schob einem weiteren Rückzug den Riegel vor. Wittmann überlegte kurz, ob der den Kerl mit einem Tritt über die Mauer ins Wasser befördern sollte.

Doch etwas in den Augen des Burschen irritierte ihn. Da war nicht nur Panik, sondern auch ein irrer Funke Hoffnung.

Kemal!

Wittmann ohrfeigte sich innerlich für die eigene Nachlässigkeit. Er hatte den Anführer der Bande niedergeschlagen, aber nicht ausgeschaltet. Offenbar war Kemal härter, als er gedacht hatte.

Er wirbelte herum, gerade noch rechtzeitig genug, um zu sehen, wie eine Gestalt mit hoch erhobenem Messer und völlig blutverschmiertem Gesicht in blinder Raserei auf ihn zustürmte wie ein Sendbote der Hölle. Der Junge hatte gelernt und griff diesmal stumm an.

Doch er war einfach zu langsam. Mit einem wuchtigen, von oben geführten Schlag hatte er Wittmann das Messer von hinten zwischen die Schulterblätter rammen wollen.

Mit beinahe tänzerischer Eleganz wich der Angegriffene dem tödlichen Stoß aus und packte das Gelenk der Hand, die das Messer hielt. Es bedurfte nur eines kleinen, gezielten Impulses, um den so unvermittelt ins Leere gehenden Stoß halbkreisförmig nach unten zu verlängern.

Mit eigener Hand, nur leicht »unterstützt« von der Wittmanns, rammte sich Kemal sein Messer bis zum Heft in die Geschlechtsteile.

In ungläubiger Panik starrte er stumm auf seine Hand, die noch immer den Messergriff umfaßte, der genau dort aus seiner Hose ragte, wo nie wieder etwas anderes ragen würde.

Jetzt erst flutete der Schmerz aus seiner Leibesmitte bis in den Kopf, und mit einem unmenschlichen, tierhaft schrillen Schrei sank er zu Boden. Zusammengekrümmt lag er da, preßte beide Hände in den Schritt, aus dem Blut in so großen Mengen floß, daß die Hose es nicht halten konnte. Und noch immer ragte der

Knauf des Messers aus seinem Leib wie die teuflische Karikatur eines erigierten Penis.

Nach wie vor raste viel zu viel Adrenalin durch Wittmanns Adern, um Mitleid zu verspüren. »Du wirst nie wieder jemandes Mutter ficken, Kerlchen!«

*

Das Aufgebot war beeindruckend. Eine ganze Phalanx von Notarztwagen und Streifenfahrzeugen der Polizei blockierte die Zossener Brücke. Die zuckenden Blaulichter, die die trüben Straßenlaternen mühelos überstrahlten, verliehen der Szene etwas Irreales. Wittmann fröstelte, obwohl es noch immer um die zwanzig Grad warm war.

Die Angreifer mit den Knochenbrüchen waren inzwischen abtransportiert worden. In einem weiteren Ambulanzfahrzeug kämpften die Notärzte um Kemals Leben. Er hatte extrem viel Blut verloren. Ob er die Nacht überleben würde, stand noch nicht fest.

Magnus Wittmann lehnte am Brückengeländer. Einige Streifenpolizisten hatten sich um ihn herum gruppiert, vermieden es aber, ihn anzusprechen. Einer der Uniformierten hielt ihm stumm eine Schachtel Zigaretten entgegen. Wittmann schüttelte den Kopf, und der Beamte steckte die Schachtel wieder ein. Er selbst zündete sich auch keine an, obwohl er erkennbar Lust auf einen Glimmstengel hatte. Rauchen im Dienst war streng verboten.

Auf der gegenüberliegenden Seite der Brücke sprach die Frau, die vor kaum mehr als zehn Minuten fast in ein Auto gerannt wäre, aufgeregt mit zwei Männern in Zivil. Wittmann hatte gesehen, wie sie mit ihrem Handy telefoniert hatte – nachdem der Kampf vorüber gewesen war. Die Zivilisten notierten sich etwas – vermutlich die Daten der Frau – und gingen dann langsam über die mittlerweile gesperrte Fahrbahn der Brücke. Sie blieben stehen, um die Ambulanz vorbeizulassen, in der Kemal lag und die jetzt ebenfalls losfuhr. Der Fahrer schaltete das Martinshorn ein. Also lebte der Schläger noch.

Die beiden Zivilisten schlenderten fast beiläufig auf Wittmann zu. Der ältere der beiden zeigte mit betonter Lässigkeit seine Kripomarke vor.

»Haben Sie ihn durchsucht?«

»Wieso?« Der Polizist mit den Zigaretten wirkte ehrlich verblüfft. »Der Mann ist das Opfer!«

»Die Zeugin hat das anders gesehen. Verhaften!«

*

Das fahle Neonlicht verbreitete den Charme längst vergessen geglaubter Zeiten. Wittmanns Hände waren mit Handschellen auf den Rücken gefesselt. Er saß auf einem alten, abgeschabten Holzstuhl vor einem ebenso alten Tisch mit einer verkratzten Resopalplatte. Der Raum hatte kein Fenster. Tisch und Stuhl waren die einzigen Einrichtungsgegenstände. An den Wänden glänzte blaßgrüne Lackfarbe.

Die beiden Zivilpolizisten standen Wittmann gegenüber. Der jüngere kramte beiläufig in dem Ausweismäppchen, das Wittmann in der Gesäßtasche getragen hatte. Der ältere studierte gerade den Personalausweis, den der Kollege herausgenommen hatte.

Der Mann war kleiner als Magnus, um die 1,80 Meter – aber mindestens genauso schwer. Er schob einen großen Bauch vor sich her, war allerdings früher bestimmt einmal sehr sportlich gewesen, wie seine immer noch kräftigen Arme dokumentierten.

Doch diese Zeiten waren lange vorbei.

Der Mann war um die 50 und trug seine schütteren grauen Haare ohne irgend etwas, das man als »Frisur« hätte bezeichnen können. Zwischen seinen grauen Augen ragte eine spitze Nase heraus, die seinem Gesicht trotz des Doppelkinns etwas Rattenhaftes verlieh.

Seine Stimme war überraschend melodisch und angenehm: »Sie sind also Magnus Wittmann, geboren am sechsten Dezember 1975 in Düsseldorf, zur Zeit wohnhaft in Berlin. Mein Name ist Kriminalhauptkommissar Hausen. Gegen Sie läuft eine Anzeige wegen gefährlicher Körperverletzung aus ausländerfeindlichen Motiven. Eine Zeugin hat gesehen, wie Sie die jungen Männer angegriffen und beschimpft haben. Wenn der arme Bursche Pech hat, wird aus der Körperverletzung Totschlag oder auch Mord. Legen Sie lieber gleich ein Geständnis ab, das wirkt sich vor Gericht strafmildernd für Sie aus.«

Wittmann glaubte, sich verhört zu haben. »Mann, sind Sie denn von allen guten Geistern verlassen? Haben Sie mal gezählt, mit wie vielen Kerlen ich es zu tun hatte? Fünf! Zwei Deutsche und drei Türken!«

»Türken? So, so… Sie haben also etwas gegen ausländische Mitbürger, Wittmann? Nun, dann sind Sie in Ihrem Haß auch noch einem dicken Irrtum aufgesessen. Die jungen Männer, die Sie so übel zugerichtet haben, sind ausnahmslos Deutsche!«

»Von mir aus könnten es auch grüne Männchen vom Mars sein! Die Kerle wollten mich ausrauben… haben Sie noch nie etwas von ›abziehen‹ gehört, Hausen?«

»Die beiden Ihrer Opfer, die noch gehen können, bestreiten das ganz energisch, Wittmann! Zwei der anderen haben Sie mit dem Messer verletzt – einen sogar auf ganz besonders viehische Art und Weise!«

Hausen registrierte mit einem sadistischen Vergnügen in den Augen, wie der Verhaftete tief einatmete und vergeblich an den Handschellen zerrte. Dann beruhigte er sich wieder und saß völlig entspannt auf dem Stuhl. Der Mann hatte sich im Griff, das mußte man ihm lassen.

»Wenn Sie Ihre Arbeit vernünftig erledigen würden, Herr Kriminalhauptkommissar« – Wittmann betonte jede einzelne Silbe des Dienstrangs –, »dann wüßten Sie inzwischen, daß auf keinem der fünf Messer, die im Spiel waren, meine Fingerabdrücke sind. Auch nicht auf dem, das dem netten Anführer der Bande im Gemächt steckt.«

Voller Wut und Empörung ließ Hausen die Faust auf die Tischplatte sausen, unmittelbar vor Wittmanns Gesicht. Doch der zuckte mit keiner Wimper.

»Du arrogantes Arschloch! Du hast den Jungen kastriert! Aber mit solchen Typen wie dir machen wir kurzen Prozeß. Ich rufe jetzt den Staatsanwalt an und besorge dir einen Hubschrauberflug nach Karlsruhe!«*

Die Situation war dermaßen absurd, daß sich Wittmann ein Grinsen nicht verkneifen konnte. »Schluß jetzt mit der Scharade, oder ich sorge dafür, daß Sie demnächst Falschparker aufschreiben dürfen, Hausen. Eine so schlampige Arbeit wie die

* Karlsruhe: Sitz der Bundesanwaltschaft

Ihre ist mir noch nicht untergekommen. Sie wollen sich auf meine Kosten als Superbulle profilieren, der einen bösen Ausländerfeind fängt. Dabei haben Sie nicht nur keine Spuren gesichert und statt dessen lieber eine Zeugin unter Druck gesetzt, Sie haben nicht einmal meine Papiere gründlich kontrolliert!« Mit einem Kopfnicken deutete er auf das Ausweismäppchen, das der jüngere Kripomann noch immer in der Hand hielt. »Schauen Sie mal hinter dem Führerschein nach. Da steckt noch ein Ausweis.«

Der Jüngere tat, wie ihm geheißen – und wurde blaß. Er zog die Plastikkarte heraus und reichte sie Hausen, der übergangslos ebenfalls die Fassung verlor.

»Verfassungsschutz? Sie... Sie sind vom Verfassungsschutz?«

»Vorhin war ich es jedenfalls noch. Falls ich nicht gerade als böser Ausländerfeind aus dem Dienst entfernt werde. Aber damit rechne ich ehrlich gesagt nicht wirklich.«

Wortlos reichte Hausen seinem Kollegen Personal- und Dienstausweis des gerade noch so Verdächtigen. Während der jüngere Beamte beides in das Mäppchen zurücksteckte, holte der ältere einen Schlüssel aus der Jackentasche und öffnete Wittmanns Handschellen. »Es... es tut mir leid, Herr Kollege«, stammelte er.

»Ist das so? Erkennen Sie wirklich erst, wie lächerlich Sie sich hier verhalten, wenn Sie einen Dienstausweis vom VS sehen? Das, was Sie heute abend hier abgezogen haben, spricht jeder auch nur halbwegs ordentlichen Polizeiarbeit hohn!«

»Aber verstehen Sie doch, Herr Kollege...« Aus dem arroganten Großkotz war ein kriechender Schleimer geworden. »So, wie das da heute abend aussah, deutete alles auf eine ausländerfeindliche Straftat hin. Und ziehen wir denn nicht alle am gleichen Strang? Polizei und Verfassungsschutz gehen doch beide entschlossen gegen Ausländerfeinde vor...!« Hausen klang nun beinahe weinerlich.

»Haben Sie mir nicht vorhin noch gesagt, daß sämtliche der fünf netten jungen Männer Deutsche wären? Wie kommen Sie da auf Ausländerfeindlichkeit?«

Hausen wollte empört protestieren, entschied sich dann aber, daß es klüger wäre, nur einmal tief durchzuatmen.

»Ich sage es Ihnen noch einmal, ›Herr Kollege‹, und bei Be-

darf gebe ich es Ihnen gern auch schriftlich: Sie hatten nicht vor, irgend etwas gegen Ausländerfeindlichkeit zu unternehmen, Sie wollten sich nur profilieren, das ist alles. Vermutlich glauben Sie, eine Sache wie diese könnte Ihre Karriere noch einmal anschieben. Aber ist Ihnen denn nicht klar, daß Sie mit einem derart irrationalen Verhalten der Ausländerfeindlichkeit nur Vorschub leisten? Niemand kämpft entschiedener gegen Rassisten und Ausländerfeinde als wir vom Verfassungsschutz! Doch deswegen brauchen wir uns nicht abstechen zu lassen, wenn Kriminelle unser Geld und unsere Wertsachen wollen – auch nicht solche mit Migrationshintergrund. Ich habe die fünf nicht provoziert, ich wurde mit Messern angegriffen und habe mein Leben verteidigt, nicht mehr und nicht weniger. Befragen Sie Ihre Zeugen noch einmal ausführlich und weniger voreingenommen – und sichern Sie die Spuren an den Messern, falls es dazu inzwischen nicht zu spät ist. Aber ich werde jetzt gehen und möchte von Ihnen nicht mehr belästigt werden, Hausen!«

Der Kripomann sah aus wie ein Häuflein Elend. »Ääh… wollen Sie keine Anzeige gegen die Bande erstatten, Herr Kollege?«

»Ich bin nicht Ihr Kollege, Hausen! Und wozu eine Anzeige? Es ist doch nicht wirklich etwas passiert. Mir jedenfalls nicht.«

*

»Die Mühe kann ich mir sparen! So etwas druckt keine Zeitung in Deutschland!« Manfred Behrens stellte seine Bierflasche auf den Tisch und ließ sich in den Sessel zurücksinken.

Manfred hatte schon vor Magnus' Wohnung gewartet, als der von einem Streifenwagen an seiner Adresse in Kreuzberg abgesetzt worden war. Er war wirklich ein guter Freund, denn er hatte auf dem Weg hierher noch ein chinesisches Schnellrestaurant aufgesucht und jede Menge Gerichte gekauft, von denen er wußte, daß Magnus sie mochte.

Die beiden Männer kannten sich seit ihrer gemeinsamen Zeit auf dem Gymnasium in Düsseldorf. Manfred war rund vier Monate jünger als Magnus. Mit seinen 1,72 Meter Körper»größe« war er eher ein wenig zu kurz geraten. Trotz seines leichten Übergewichts wirkte er auf Frauen sehr attraktiv, was nicht nur an seinem dicken dunkelblonden Haarschopf lag, der in einer

Bürstenfrisur sein Haupt zierte; Manfred war ein sehr männlicher Typ mit einem ausgeprägt-eleganten Schnauzbart. Magnus spottete manchmal, daß er kaum geradeaus nach vorn sehen konnte, wenn er das Hemd offen trug, weil seine dichte Brustbehaarung dann daraus hervorquoll – und Manfred trug eben wegen dieser dichten Behaarung seine Hemden fast immer offen.

Er war charmant, witzig, stets elegant gekleidet, eben ein echter Frauentyp – und stockschwul. Mit 16 hatte er sich in Magnus verliebt, allerdings ohne auf Verständnis oder gar Gegenliebe zu stoßen.

Eine Zeitlang hatte die Freundschaft der beiden unter Manfreds Homosexualität gelitten, doch beide waren rasch älter und reifer geworden. Inzwischen verband sie eine tiefempfundene Sympathie füreinander – nicht mehr, aber auch nicht weniger.

Manfred hatte einen wesentlich älteren Freund, mit dem er Tisch und Bett teilte, aber die Beziehung schien in letzter Zeit nicht gerade glücklich zu verlaufen. Magnus hatte nicht nachgefragt. Wenn Manfred darüber reden wollte, würde er es von sich aus tun. Wenn nicht, hatte er das zu respektieren.

Mittlerweile war es weit nach Mitternacht. Magnus Wittmann hatte dem Freund die Ereignisse des vergangenen Abends haarklein geschildert. Manfred arbeitete als freiberuflicher Journalist für eine ganze Reihe von Zeitungen und Magazinen. Vor allem seine Szene-Reportagen verkauften sich recht gut.

Doch von Magnus' Geschichte wollte er die Finger lassen: »Das ist mir einfach zu heiß! Und wie gesagt… es wird sowieso niemand drucken. Ich ruiniere mir höchstens meinen guten Namen.«

»Aber wieso? Die Sache ist exakt so passiert, wie ich sie dir erzählt habe. Du kannst alles nachrecherchieren, wenn du mir nicht glaubst.«

»Oh, ich glaube dir, und ich bin überzeugt davon, daß du nichts verändert oder ausgeschmückt hast. Aber seien wir doch ehrlich: So eine Geschichte ist einfach kontraproduktiv. Sie bestätigt doch nur die dumpfen Vorurteile des Ewiggestrigen. So etwas bringt kein verantwortlicher Redakteur!«

»Das kann nicht dein Ernst sein…!«

»Na ja, ›Nationalzeitung‹ oder ›Junge Freiheit‹ würden die Sache vielleicht schon drucken, aber für solche Schmuddelblät-

ter arbeite ich nicht, nicht einmal unter Pseudonym. Wenn das herauskäme, wäre ich beruflich tot. Aus, vorbei, am Ende.«

»Ich glaube es einfach nicht. Manfred, du kennst mich, ich bin kein Ausländerfeind oder gar Rassist. Aber die fünf Typen, die mich heute überfallen wollten… das waren Rassisten reinsten Wassers. Der Anführer der Bande hat mich ausgesucht, gerade *weil* ich Deutscher war!«

»Und? Wozu wäre ein Bericht über diese Geschichte denn gut – außer zur Bestätigung unappetitlicher Vorurteile?«

»Der einzige, der hier unter Vorurteilen zu leiden hatte, war ich!«

»Du bist eben viel zu schnuckelig. Ein richtiger Vorzeigearier!« Manfred klimperte mit seinen dichten langen Wimpern, seufzte ebenso tief wie gekünstelt und warf Magnus einen gekonnt schmachtenden Blick zu.

Der mußte unwillkürlich grinsen, wurde aber gleich wieder ernst. »Wäre ich ein normaler Bürger gewesen und kein Mitarbeiter des Verfassungsschutzes, säße ich jetzt ganz schön tief in der Tinte. Es kann doch nicht sein, daß jemand in seinem eigenen Land von der Polizei unter Generalverdacht gestellt wird, nur weil er sich nicht von ein paar Bekifften ausrauben lassen will!«

»Du hast es doch selbst gesagt: Alle fünf, die dich angeriffen haben, besitzen einen deutschen Paß. Wie stellst du dir einen Bericht über die Sache vor? ›Messerstecherei unter Deutschen – Polizei läßt irrtümlich Verhafteten frei‹? Solange du nicht die Rassismuskarte reizt, ist an der Sache einfach nichts dran. Auch wenn du persönlich betroffen bist, Magnus: Für jeden seriösen Journalisten ist dein Erlebnis von heute abend uninteressant.«

Wittmann zog es vor zu schweigen. Er holte sich zwei weitere Flaschen Bier aus dem Kühlschrank. Die erste leerte er in einem Zug.

Here we go
Rockin' all over the world

(Status Quo – Fogerty)

2. Luftkampf

Ihr mächtiger Busen wogte im Rhythmus ihrer Bewegungen, und diese Bewegungen waren das Produkt ungehemmter Ekstase. Mit lauten, spitzen Schreien kam Lucia zum zweitenmal, und jetzt ließ sich auch Mike gehen – soweit man von »gehenlassen« sprechen konnte, wenn man ein Kondom benutzte und zusätzlich darauf achtete, nicht in ihr zu kommen.

Aber Mike war eigen in der Frage, mit wem er ein Kind zeugen wollte – und ob überhaupt. Mit Lucia hatte er jedenfalls nichts weiter im Sinn als ein bißchen Zeitvertreib. Also verknotete er das abgezogene Kondom sorgfältig. Es war zwar beidseitig spermizid beschichtet, aber in Fragen wie dieser war jede Nachlässigkeit unangebracht.

Sprüche wie »Zwanzig Minuten Rittmeister, zwanzig Jahre Zahlmeister« kamen nicht von ungefähr.

Lucia räkelte sich wohlig auf den zerwühlten Seidenlaken. Das Licht des Sonnenuntergangs fiel gedämpft durch die Jalousetten und schmeichelte ihrem drallen Leib. Lucia war eine heißblütige Latina, ihr sexueller Appetit entsprach der Üppigkeit ihrer Rundungen.

Irgendwie hatte sie überall ein paar Gramm zuviel, aber irgendwie trotzdem immer an den richtigen Stellen.

Und sie war nicht nur scharf auf Mike, sie war regelrecht versessen auf ihn.

Er musterte sie anerkennend von der Seite. Lucia war wirklich eine attraktive Frau. Trotzdem seufzte er unhörbar. Ja, es war

schön, mit ihr zusammenzusein – und nein, sein Leben wollte er nicht mit ihr verbringen.

Aber die Nacht hatte noch nicht einmal angefangen, und Mike spürte, daß ihm sein Körper gleich Gelegenheit bieten würde, das nächste Kondom zu verbrauchen – als das Telefon klingelte.

Nein, nicht das mobile, sondern der Dienstanschluß. Er schwang die Füße aus dem Bett und nahm den Hörer ab: »McBain!«

Als er den knappen Befehl gehört hatte, stand er langsam auf, fast in Zeitlupe.

»Mike?« Lucia drehte sich zu ihm herum und nahm eine der koketten Posen ein, die sie so instinktiv beherrschte und um die sie jedes Playmate beneidet hätte. »Komm wieder ins Bett. Ich bin noch nicht fertig mir dir, mein Starker!«

»Für heute doch, fürchte ich. Das war die Leitstelle. Ich muß mich in dreißig Minuten zum Dienst melden. Ich denke, ich werde heute nacht noch fliegen.«

»Gibt es jetzt wirklich Krieg?«

»Keine Bange, Süße. Das ist bestimmt wieder nur eine Bereitschaftsübung. So verrückt kann nicht einmal die Präsidentin sein.«

Mike McBain war ein kluger Kopf, doch diesmal lag er völlig daneben.

*

Die schwere Suzuki raste mit mehr als 180 Kilometern in der Stunde über die um diese Tageszeit fast verwaisten Straßen der Whiteman Air Force Base in Missouri. Mike McBain wußte, daß diese Raserei eigentlich verboten war, aber er wußte auch, daß Piloten wie ihm gewisse Freiheiten zugestanden wurden – Freiheiten, die er ohne Gewissensbisse nutzte.

So erreichte er die Einsatzzentrale des 509. Bomber Wing* der US Air Force mehr als nur rechtzeitig. Das 509. war die einzige Einheit der Air Force, die mit B-2 ausgestattet war. Die 21 Stealth-Bomber** hatten zusammen rund dreißig Milliarden

---

* Bombergeschwader

** Tarnkappenbomber, vom Radar nicht zu erfassen

Dollar gekostet. Sie stellten die technologische Spitze einer Luftstreitmacht dar, die sowieso nicht gerade arm war an Spitzentechnologie.

Mittlerweile war die Sonne untergegangen, die zahlreichen Straßenlaternen auf dem Stützpunkt sorgten für weiches, anheimelndes Licht. McBain fühlte sich wohl in dieser Atmosphäre, die etwas so ganz und gar Friedliches hatte. Doch dieses Gefühl sollte er heute zum letzten Mal für viele Jahre verspüren.

*

Die zwölf Piloten und Copiloten verloren sich fast in dem großen Lageraum, der für eine Einsatzbesprechung des kompletten Geschwaders ausgelegt war. McBain setzte sich neben seinen zweiten Mann Jeremy Fisher. Es war eines der Wunder moderner Technik, daß eine so komplexe Maschine wie die B-2 von nur zwei Männern rund um den Erdball geflogen werden konnte.

Wing Commander Colonel Goldman betrat den Raum. Der mittelgroße Offizier mit den graumelierten Schläfen wirkte blaß und angespannt. Die Flieger im Raum sprangen auf wie ein Mann und grüßten militärisch exakt.

»Setzen, Gentlemen.« Goldman legte eine dicke Akte auf das Pult am Mikrofon. Die Ordonnanz, die ihn begleitete, teilte Einsatzpläne an die Piloten aus. »Ich bekam soeben einen Anruf aus dem Pentagon. Die 509. hat sich bereitzumachen für Operation Chop Suey.«

Es fühlte sich an, als habe ein übermütiger Kadett die Klimaanlage im Raum schlagartig auf Minusgrade eingestellt.

Goldman blätterte sichtlich angespannt in seinen Unterlagen. »In diesen Minuten schiffen die Chinesen mehr als eine Million Mann an den Ufern der Formosa-Straße ein. Sie machen ihre Drohung wahr und nehmen die demokratische Volksabstimmung in Taiwan, die endlich auch die formale Unabhängigkeit der Inselrepublik bestätigte, zum Vorwand für eine Invasion. Es laufen Geheimverhandlungen auf höchster Stufe, aber nach allen uns vorliegenden Agentenberichten versuchen die Kommunisten nur, uns hinzuhalten. Die Präsidentin hat aber unmißverständlich klargemacht, daß sie zu Taiwan steht wie einst England zu Polen. Sobald die Schlitzaugen Taiwans Hoheitsgebiet

verletzen oder auch nur eine Kugel abfeuern, nehmen die USA den Bündnisfall wahr.« Der Colonel machte eine Kunstpause. Man hätte die sprichwörtliche Stecknadel fallen hören können.

Er nahm ein einzelnes Blatt aus seinen Unterlagen und fuhr fort: »Wie Sie mitbekommen haben dürften, haben sich unsere Streitkräfte seit Wochen auf den nun drohenden Ernstfall vorbereitet. Wir haben fünf Trägergruppen im Pazifik und rund sechshunderttausend Mann auf Taiwan, in Japan und Südkorea. Sollten die Roten den Verstand verlieren, werden wir sie in einer Zangenbewegung auf ihrem eigenen Boden vernichten.«

Jemand hüstelte laut und vernehmlich. Ärgerlich sah Goldman von seinen Papieren auf. »Haben Sie etwas anzumerken, Petty?«

»Sir, nein, Sir…« Captain Petty klang nicht sonderlich überzeugend. McBain sah, wie ein Ruck durch den Mann ging und er all seinen Mut zusammennahm. »Sir, ehrlich gesagt habe ich doch eine Anmerkung, wenn Sie gestatten, Sir!«

»Ich habe heute meinen großzügigen Tag. Also, Captain, was gibt es?«

»Rotchina hat mehr als zwanzig Millionen Mann unter Waffen, Sir. Auch wenn jeder unserer Jungs es mit zehn Schlitzaugen locker aufnimmt, bleiben noch 14 Millionen, um uns den Arsch zu versohlen… Sir!«

Über Goldmans Gesicht huschte ein Schatten, der so schnell verschwand, wie er gekommen war. »Das haben Sie richtig erkannt, Captain Petty. Und genau das ist auch der Grund unseres Einsatzes. Sollten die verdammten Kommunisten tatsächlich verrückt genug sein, über unsere Verbündeten herzufallen, kommt dem 509. Bomber Wing die wichtige Aufgabe zu, die zahlenmäßige Überlegenheit des Feindes drastisch zu reduzieren und im übrigen dafür zu sorgen, daß in seinem Hinterland soviel Chaos ausbricht, daß er Truppen von der Front abziehen muß, und zwar in großem Umfang.

Deshalb werden die Maschinen von Stratford, Brown und Yocum Beijing anfliegen, die von Petty, Waltrip und McBain Shanghai. Sie werden in der Luft betankt, die Flugpläne wurden ihnen ausgehändigt. Sie werden unerkannt in den Luftraum der Kommunisten eindringen und sich für den Ernstfall bereithalten. Sollten sie den Befehl ›Empire‹ erhalten, belegen Sie Ihre Ziele mit den Neutronenbomben, mit denen Ihre Maschinen soeben

beladen werden. Nach dem Einsatz oder nach einem Abbruch desselben – worauf wir natürlich alle hoffen – fliegen Sie Guam an.«

Petty stöhnte hörbar auf. »Neutronenbomben, Sir? Ich dachte, wir hätten die letzten 1992 verschrottet!«

»Das sollten auch die potentiellen Gegner der USA denken. Wir alle hoffen, daß wir sie nicht einsetzen müssen, aber wenn sich die Kommunisten zum Angriff entschließen, haben wir keine andere Wahl. Die Schlitzaugen sind uns nur in einem Punkt überlegen – in ihrer schieren Zahl. Das werden wir entsprechend ändern. Sollten Sie den ›Empire‹-Befehl erhalten, meine Herren, gehen wir von feindlichen Verlusten in der Höhe von rund hundert Millionen aus. Das sollte genügen, um entsprechende Kapazitäten des Feindes zu binden und unseren Truppen einen ungebremsten Vormarsch zu ermöglichen. Zu dem Zeitpunkt, an dem Sie Beijing und Shanghai erreichen, ist die Strahlung dort längst abgeklungen, und wir können gefahrlos einmarschieren. Ihr Start erfolgt in fünfzehn Minuten. Sie fliegen mit der Nacht um den Globus und erreichen das Einsatzgebiet noch vor Morgengrauen Ortszeit. Noch Fragen?«

Goldman sah Petty scharf an, doch der schaute demonstrativ in seinen Flugplan.

»Gut. Ab zu Ihren Maschinen, Gentlemen! Möge Gottes Segen Sie beschützen und heil nach Guam bringen!«

*

Die B-2 »Spirit« war erst nach dem Start in der Luft betankt worden, um die Belastung für die Maschine so gering wie möglich zu halten. In den beiden Waffenschächten hing je eine AGM-129 ACM.* Diese Flugkörper mit einer Maximalreichweite von dreitausend Kilometern waren ebenso in Tarnkappentechnologie ausgeführt wie die B-2, und jeder trug eine Neutronenbombe als Sprengkopf.

Offiziell war es nach dem START-II-Vertrag, an den sich die Großmächte auch nach seinem Auslaufen im Jahre 2002 hielten, verboten, Stealth-Lenkwaffen von Stealth-Bombern tragen zu

---

* Advanced Cruise Missile – »fortgeschrittener Marschflugkörper«

lassen, aber dereinst hatte schon der legendäre J. R. Ewing gewußt, daß es keine schriftlichen Verträge gibt, die man nicht brechen kann.

Offiziell war das AGM-129-Programm im Jahre 2008 ausgelaufen, inoffiziell hingegen nicht.

Mike McBain hoffte immer noch, die Waffen nicht abfeuern zu müssen.

Aber seine vollbeladene Maschine hatte neben den Marschflugkörpern noch sechs herkömmliche Neutronenbomben an Bord, die im Notfall ganz altmodisch über dem Zielgebiet abgeworfen werden konnten. Das Pentagon überließ bei dieser Mission nichts dem Zufall.

Der Pilot wußte, daß die Maschinen von Petty und Waltrip jeweils rund einhundert Kilometer vor beziehungsweise hinter seiner B-2 flogen. Sichtkontakt war nicht möglich, Radarkontakt natürlich ebenfalls nicht.

Mikes Copilot Jeremy Fisher döste vor sich hin. Die Einsätze einer B-2 dauerten so lange, daß auf dem Marschflug immer nur einer der Piloten die Kontrollen im Auge behielt. Viel mehr hatte er sowieso nicht zu tun, da die Maschine eigentlich von den rund zweihundert Rechnern an Bord geflogen wurde.

Die aber waren nicht eingebaut worden, um den Piloten die Arbeit zu erleichtern: Die Nurflügelkonstruktion der B-2, die aus nichts weiter bestand als einem aerodynamisch nicht gerade optimalen Dreiecksflügel ohne Rumpf und vor allem ohne stabilisierendes Seitenleitwerk, war im Prinzip gar nicht flugtauglich. Nur die gegen elektromagnetische Impulse abgeschirmten Missionsprozessoren verhinderten, daß sich die Konstruktion einfach aufbäumte und abschmierte.

Auch die Datenübertragung an Bord war gegen jegliche Störung von außen sicher: Statt herkömmlicher Kupferkabel waren Glasfaserleitungen verlegt, die die Daten mittels Lichtimpulsen übertrugen.

Die B-2 war das höchstentwickelte Flugzeug der Welt – und das war es auch, was Mike an ihr störte: Sie brauchte keinen echten Piloten mehr, sondern eher einen Datenmanager. Sie war in seinen Augen kein richtiges Flugzeug, sondern ein fliegender Megacomputer mit Bordtoilette. Die war unumgänglich, wenn man der Besatzung bei Flügen von dreißig Stunden und mehr keine Windeln verpassen wollte.

Das GPS-Display* zeigte, daß die Maschine die amerikanische Westküste überflogen hatte und sich über dem Pazifik befand. Der Bomber flog über absolute Finsternis. Positionslampen einzelner Schiffe waren aus der Höhe von mehr als zwölftausend Metern kaum zu erkennen, außerdem lag eine dichte Wolkendecke über dem Meer. Für Licht sorgten nur die in dieser Höhe kaum noch funkelnden Sterne am mondlosen Nachthimmel. McBain seufzte. Diese Nacht würde eine der längsten seines Lebens werden, denn sie wanderte mit der Bombergruppe von Osten nach Westen, überholte die Flugzeuge nur langsam.

»Hast du was?« Fisher blinzelte. Er hatte seinen Sitz auf Ruhestellung gedreht. Die gedämpfte Instrumentenbeleuchtung warf fahlgrünes Licht auf sein von einer viel zu großen Nase dominiertes Gesicht.

»Ich mußte nur daran denken, wie elend lange dieser Einsatz noch dauern wird.«

»Wenn dich lange Flüge stören, hättest du halt nicht zu den Bombern gehen dürfen!«

»Du weißt genau, daß ich zu den Jägern wollte, Jerry!«

»Aber die nehmen eben nur die Besten!« Fisher spielte virtuos auf der Klaviatur von McBains Gefühlen. Es bereitete ihm ein grimmiges Vergnügen, seinen Kameraden auf die Palme zu bringen. Offenbar erhoffte er sich eine raschere Beförderung auf den Pilotensitz, wenn er Mike erst aus der Truppe vergrault hatte.

»Du weißt genau, daß ich Jahrgangsbester meiner Pilotenklasse war. Ich bin nur deswegen nicht zu den Jägern übernommen worden, weil Washington beschlossen hatte, etwas fürs Image zu tun und in jenem Jahr ausschließlich Afroamerikaner für die Jäger aussuchte!«

»Ja, ja, die böse ›affirmative action‹!** Warum gehst du überhaupt zur Truppe, wenn du doch genau weißt, wie unsere politische Führung handelt?«

»Das wußte ich eben nicht, so wie die Öffentlichkeit insgesamt nichts darüber weiß. Und die würde ganz schön kochen, würde sie erfahren, daß wir unsere Kampfpiloten nicht mehr

---

* Bildschirm der Satellitennavigation

** Quotenpolitik zur Förderung von Minderheiten

nach Fähigkeiten aussuchen, sondern nach Hautfarbe – oder daß weiße Offiziere, die sich eine Weiße zur Frau nehmen, seit zwei Jahren keine Chance auf Beförderung mehr haben!«

»Kannst du das beweisen? Wenn das so wäre, gibt es doch sicher eine Dienstvorschrift, in der das geschrieben steht.«

»Hör schon auf, Jerry, verarschen kann ich mich auch allein. Goldman hat mir unter vier Augen verkündet, daß es für meine Karriere förderlich wäre, wenn ich als Offizier meiner Vorbildfunktion gerecht und eine ›intercultural relationship‹ eingehen würde. Und von den Kameraden weiß ich, daß er das mit jedem einzelnen ebenso besprochen hat. Ich will nicht auf ewig First Lieutenant bleiben… aber ich habe auch keine Lust, Lucia zu heiraten!«

»Wieso eigentlich nicht? Die ist doch wirklich ein heißer Feger!«

»Keine Frage. Aber wenn ich mal Kinder habe, sollen sie aussehen wie ich.«

Fisher schnaubte verächtlich. »Also bist du im Grunde deines kleinkarierten Wesens doch nur ein mieser Rassist.«

»Das brauche ich mir von einem wie dir nicht sagen zu lassen, Jerry! Du bist mit deiner Sarah zusammen, und es scheint deiner Karriere nicht im Wege zu stehen. Wieso eigentlich nicht?«

»Die Air Force achtet nun einmal die Bürgerrechte. Dazu gehört auch die Religionsfreiheit. Und ich bin von meinem Glauben dazu angehalten, eine Angehörige meiner Religion zu heiraten.«

Diese Diskussion hatte Mike schon mehr als einmal geführt, und sie ermüdete ihn. »Es ist also nur eine Frage der Religion? Merkwürdig, daß es keine Hispanics mit deiner Religion gibt und schon gar keine Afroamerikaner. Für mich ist der Hinweis auf deine Religion nichts weiter als eine billige Ausrede, Jerry. Und jetzt entschuldige mich. Ich muß aufs Klo.«

*

Auf der Höhe von Okinawa waren die Maschinen noch einmal betankt worden.

Jetzt konnten sie notfalls stundenlang über Shanghai kreisen und hätten immer noch genug Treibstoff in den Tanks, um Guam zu erreichen.

Doch Mike McBain gab sich keinen Illusionen hin. Es würde nicht mehr lange dauern bis zum Einsatz.

Fisher hörte die Langwellensender ab. Die Berichte sprachen eine klare Sprache: Die Krise um Taiwan spitzte sich dramatisch zu. Eine gewaltige Flotte war auf dem Weg durch die Formosa-Straße, und verschiedene Quellen meldeten erste Kampfhandlungen zwischen Rot- und Nationalchinesen. Angeblich hatte eine chinesische Seezielrakete einen amerikanischen Zerstörer getroffen.

Fisher wühlte sich durch die verschiedenen Kanäle, die Nachrichtenlage wurde immer verworrener. Plötzlich jaulte ein Warnton auf, und die beiden Kommunikationsdisplays vor Mike und seinem Copiloten zeigten ein blinkendes Wort in roter Schrift.

Ein einzelnes Wort nur, doch es sollte die Welt verändern.

Mike hatte gewußt, daß er dieses Wort lesen würde, und doch hatte er unterbewußt wohl immer noch darauf gehofft, daß es nicht soweit käme.

Aber vor ihm stand klar und unmißverständlich: »Empire«.

Lieutenant Fisher zog seine Gurte stramm und legte die Sauerstoffmaske an. Er griff in die Tasche unter seinem Sitz, zog den Umschlag mit den Angriffscodes heraus und brach das Siegel.

Auffordernd sah er McBain von der Seite an. Dem blieb nichts anderes übrig, als das gleiche zu tun und ebenfalls seine Codes herauszuholen.

Ein schneller Abgleich ergab, daß sie mit denen Fishers übereinstimmten.

Der Copilot legte seine Sauerstoffmaske noch einmal ab, griff in eine Tasche seiner Fliegerkombi, zog ein kleines Döschen heraus, entnahm ihm drei Pillen und schob sie sich in den Mund. Auffordernd sah er McBain an: »Du auch, Mike!«

Der First Lieutenant seufzte. Bei einem scharfen Einsatz waren die Aufputschmittel vorgeschrieben. McBain wußte, daß die Pillen nichts anderes waren als ganz bestimmte Drogen, die für eine gewisse Zeit die körperliche und geistige Leistungsfähigkeit erhöhten, »Müdigkeit« zu einem Fremdwort machten – und sämtliche Skrupel beseitigten.

Er verabscheute sämtliche Drogen, nicht nur diese. Aber Befehl war Befehl, und ein Soldat hatte zu gehorchen – zumindest

dann, wenn ein »Kamerad« wie Jeremy Fisher an seiner Seite saß, der nichts lieber getan hätte, als ihn bei seinen Vorgesetzten zu verpfeifen. McBain ahnte noch nicht, daß er Colonel Goldman niemals wieder begegnen würde, und so fügte er sich Fishers Druck und schluckte die Pillen.

Die schriftlichen Befehle waren an Klarheit nicht zu überbieten: McBain hatte bestimmte Koordinaten im Großraum Shanghai anzusteuern, an denen die Marschflugkörper abzuwerfen waren. Vor dem Rückflug nach Guam hatte abgewartet zu werden, ob sie ihren Zweck tatsächlich erfüllten.

Sollten sie aus irgendeinem Grund ihr Ziel verfehlen oder gar nicht erst erreichen, mußte der Pilot den Bomber selbst über das Zielgebiet steuern und die Freifallbomben abwerfen.

Das Oberkommando der Air Force überließ niemals etwas dem Zufall.

McBain gab die Koordinaten in den Bordcomputer ein. Dazu genügte es, einen USB-Stick, der sich in dem Umschlag mit den Koordinaten befunden hatte, in den Anschluß des Rechners zu schieben.

Der Pilot kontrollierte die Anzeigen auf dem Display mit den Angaben auf seinem Ausdruck. Sie stimmten überein. Fisher zog das gleiche Programm durch, und das Bordsystem stellte die vollständige Übereinstimmung der Daten auf beiden Konsolen fest. Die amerikanische Kriegsmaschinerie funktionierte perfekt.

*

Nur geleitet vom GPS, flog McBains B-2 auf Shanghai zu. Hier war der Boden zwar nicht von Wolken bedeckt, aber in der Dunkelheit war trotzdem nichts zu erkennen. Die Chinesen hatten ihre Städte verdunkelt.

Das nutzte ihnen allerdings herzlich wenig, da die Satellitennavigation auch bei absoluter Nullsicht einen Zielanflug mit einer Genauigkeit von plus/minus einem Meter erlaubte.

Der Auftrag würde ein Kinderspiel, falls alles weiterhin so…
»Verdammt!«

»Was hast du?«

»GPS ist ausgefallen!«

»Ausgefallen? Was meinst du damit?«

»Na, was wohl? Ich bekomme kein Signal mehr. Muß nach Kreiselkompaß steuern!«

»Ich schalte das Bodenfolgeradar ein!«

»Untersteh dich, Jerry! Die Impulse würden auf den chinesischen Schirmen aufleuchten wie ein Feuerwerk! Der Kreiselkompaß liefert ausreichend genaue Navi-Daten. Bei den dicken Eiern, die wir den Roten ins Nest legen wollen, ist es völlig egal, ob sie mit einem oder hundert Meter Zielgenauigkeit vom Himmel fallen!«

Fisher wirkte verunsichert. »Wie… wie können die Chinesen dazu in der Lage sein, unser GPS zu stören?«

»Was weiß ich? Offenbar sind sie technisch eben doch nicht so unterentwickelt, wie Goldman es gern hätte!«

Erneut machte sich Schweigen im Cockpit breit, und McBain beobachtete, wie seine B-2 unbeirrt den richtigen Kurs verfolgte, auch ohne Satellitendaten. Der Kreiselkompaß war ein hochentwickeltes elektromechanisches Systems, beinahe schon antiquiert – und gerade deshalb extrem zuverlässig. Und er war weder auf Daten von außen angewiesen, noch von außen zu stören. Er funktionierte narrensicher.

Ein schrilles Warnsignal jaulte durch das Cockpit. Fluchend regelte McBain die Lautstärke herunter.

»Radar! Wir werden von feindlichen Radarimpulsen getroffen!« In Fishers Stimme schwang nur noch schlecht maskierte Panik mit. »Wie ist das möglich?«

»Reiner Zufall, Jerry. Beruhige dich! Egal, wie viele Radarimpulse uns treffen – sie werden entweder absorbiert oder gestreut. Vergiß nicht, wir sitzen in einer B-2«!

Innerlich verfluchte McBain seinen Copiloten. Sie flogen den ersten heißen Einsatz ihres Lebens, und kaum traten ein paar kleine Problemchen auf, verlor Fisher die Nerven. Mike schob das auf die Wirkung der Aufputschmittel. Die kreisten zwar auch durch seine Adern, aber offenbar wurde sein muskulöser Körper besser damit fertig als die hagere Gestalt Fishers.

»Wir werden beschossen! Chinesische Jäger!« Es war die Stimme von Captain Petty, die völlig unvorschriftsmäßig aus dem Funk drang.

»Was ist nur in den Mann gefahren? Er bricht die Funkstille!«

»Du denkst immer nur an deine Vorschriften, Mike! Wieso haben ihn die Schlitzaugen entdeckt? Wir müssen abbrechen!«

»Das kommt nicht in Frage! Wir haben einen Auftrag, und ob er uns gefällt oder nicht, wir werden ihn erfüllen!«

»Herrgott, wo bleiben nur unsere Jäger?« Wieder Pettys Stimme auf der Geschwaderfrequenz. »Die hatten uns F-22 versprochen!«

Eine zweite Stimme im Funk, noch panischer als die von Petty: First Lieutenant Waltrip, der hinter McBain flog. »Ich stehe ebenfalls unter Beschuß! Verdammt, das sind Su…«

Stille.

Dann wieder Petty: »Waltrip? Waltrip, melden Sie sich!«

McBain erlaubte sich einen kurzen Blick zur Seite und sah die Schweißperlen auf Fishers angstverzerrtem Gesicht. Vorsichtshalber blockierte er von seiner Seite aus die Zugriffsmöglichkeit des Copiloten auf den Funk.

Waltrip würde sich nie wieder melden.

Und auch Petty machte seine letzte Durchsage: »Die haben fünf Raketen auf uns abgefeuert! Die nehmen uns in die Zange! Die…« Übergangslos herrschte wieder die vorgeschriebene Funkstille.

Aber schon jaulte ein neuer Alarm durchs Cockpit. »Raketen! Die haben Raketen auf uns abgefeuert!«

Mike McBain reagierte mit der gleichen Schnelligkeit und Gelassenheit wie im Simulator. Er schaltete auf manuelle Steuerung und flog eine Reihe rascher, unvorhersehbarer Ausweichmanöver, die die Zelle des schweren Bombers bis an die Grenze des Erträglichen belasteten. Gleichzeitig warf er Chaff und Flare* ab. Er sah, wie in der Dunkelheit zwei Raketen mit glühenden Feuerschweif an seiner Maschine vorbeischossen und weit vorne langsam tiefer sanken, noch bevor ihr Antrieb ausgebrannt war.

Erneut zeigten die Sensoren das Auftreffen gegnerischer Radarimpulse und meldeten, daß eine weitere Rakete auf sie abgefeuert worden war. Mike McBain traf die in dieser Situation einzig mögliche Entscheidung: Er gab die Funkanlage wieder frei und schaltete das eigene Aktivradar ein.

---

* *Chaff:* Düppel – Streifen aus Metallfolie, die das Zielsuchradar verwirren. *Flare:* Hitzetäuschkörper – Brandfackeln, die Wärmesuchköpfe täuschen.

Sofort zeigte ihm der Monitor die Impulse von drei Feindmaschinen, die hinter ihm auf Angriffskurs schwenkten.

Die chinesische Rakete war vom Flare getäuscht worden und explodierte dicht hinter der B-2. Die Druckwelle schüttelte die Maschine durch, beschädigte sie aber nicht.

»Jerry, es gibt keinen Grund mehr, Funkstille zu halten. Die Chinesen wissen, wo wir sind. Ruf die Leitstelle und frag nach, wo die Begleitjäger bleiben!«

Die F-22 »Raptor« waren ebenso wie die B-2 unsichtbar für das gegnerische Radar – zumindest in der Theorie! – und hatten von den Stützpunkten auf Okinawa aus die Bombergruppen in der letzten Phase des Angriffs decken sollen. Die Antwort der Leitstelle war erschreckend: Die Jäger waren schon über der Korea-Straße vom Gegner erfaßt und gestellt worden. Sie lieferten sich mörderische Gefechte mit chinesischen Abfangjägern und hatten nur unwesentlich geringere Verluste als der Feind.

Mike McBain und Jeremy Fisher mußten also ihre Mission ganz allein zum Abschluß bringen. Erneut wurde eine Rakete auf ihren Bomber abgefeuert, und erneut konnte McBain ausweichen. Sein Vorrat an Chaff und Flare ging allmählich zur Neige, aber dafür keimte eine neue Hoffnung in ihm auf: »Den Roten gehen die Raketen aus! Die haben die meisten für Pettys und Waltrips Maschinen gebraucht und müssen erst aufmunitionieren. Aber bis dahin haben wir unsere Eier gelegt und sind halbwegs in Guam!«

»Was ist, wenn sie einfach andere Maschinen heranführen?« Die Angst machte Fishers Stimme ganz rauh.

»Die alten MiGs würden denen nichts gegen uns nutzen. Für die B-2 und die Raptors brauchen die schon modernere Abfangjäger – vermutlich aufgerüstete ›Flanker‹[*] oder ›Fulcrum‹.[**] Aber von denen haben selbst die Chinesen nicht unendlich viele. Wir sind gleich am Abwurfpunkt. Und dann haben wir's auch schon so gut wie überstanden!«

*

[*] Suchoi Su-27

[**] Mikojan-Gurewitsch MiG-29

Mike McBain hatte die Klappen der Bombenschächte geöffnet. Die Feuerleitautomatik sorgte dafür, daß die beiden AGM-129 im Abstand weniger Sekunden abgeworfen wurden. Die jeweils knapp 1,7 Tonnen schweren Flugkörper klappten ihre dünnen Tragflächen aus und schalteten die Strahltriebwerke ein. Da sie mit ihren nur achthundert Kilometern in der Stunde noch langsamer waren als die B-2, flog Mike eine Kurve von neunzig Grad, um die Geschosse verfolgen zu können.

Optisch verschwanden sie sofort im Dunkel der Nacht, und dank ihrer Stealth-Technik hätten sie auch auf keinem Radarschirm auftauchen dürfen. Aber zwei der chinesischen Abfangjäger rasten mit eingeschalteten Nachbrennern an der B-2 vorbei, den Marschflugkörpern hinterher. Die Druckwelle ihres Überschallknalls schüttelte den Bomber durch.

Im fahlen Licht der Sterne sah McBain für einen Sekundenbruchteil die Silhouette einer der Maschinen. Sie war höchst ungewöhnlich. An einem Rumpf, der sich nach hinten dreiecksförmig erweiterte, saßen vordere Höhenruder, sogenannte Entenflügel.

Das war nicht neu, dieses Konzept zeigten auch andere Kampfflugzeuge wie etwa der vor wenigen Jahren bei einigen NATO-Partnern in Dienst gestellte Eurofighter.

Einzigartig hingegen waren die negativ gepfeilten Tragflächen, deren Spitzen nach vorn zeigten statt nach hinten. Diese ungewöhnliche Silhouette war es, die McBain auf Anhieb verriet, mit welchen Gegnern sie es zu tun hatten: Su-47!

Dabei hatte es in den Berichten der CIA stets geheißen, die Entwicklung der auch »Berkut«* genannten Maschine wäre aus Kostengründen eingestellt worden.

Offenbar hatten die Rotchinesen genug Dollars gehortet, um diesen Superjäger frontreif machen zu lassen und in ausreichender Stückzahl zu erwerben!

McBain sah die Lichtpunkte der Nachbrenner verlöschen, und dann zogen die feurigen Perlenketten der Leuchtspurgeschosse aus den Bordkanonen über den Nachthimmel. Übergangslos blühten zwei kleine feuerrote Lichter auf, die sofort wieder verlöschten. Die AGMs waren unschädlich gemacht worden!

---

* Königsadler

Kompromißlos schob der First Lieutenant die Schubhebel bis zum Anschlag nach vorn und brachte die B-2 in den Sinkflug, um zusätzlich Fahrt aufzunehmen.

»Mike, was hast du vor?« Fisher kreischte beinahe.

»Wir legen den Chinesen die Eier ins Nest, die wir noch in den Bombenschächten haben.«

»Aber die werden uns abschießen wie Petty und Waltrip!«

»Das werden sie nicht, denn wenn ich mich nicht schwer täusche, haben die keine Raketen mehr. Und mit den Bordkanonen erwischen die mich nicht! Nie!«

McBain aktivierte zwei Monitore, die grünliche Bilder der Nachtsichtkameras in Bug und Heck zeigten. Die Systeme arbeiteten mit elektronischer Restlichtverstärkung. Der diffuse Schimmer der Sterne war alles, was sie brauchten, um ein Bild wie am hellichten Tag zu erzeugen. Den Boden zeigte das Zielfindungsradar in allen Einzelheiten. Es gab keinen Grund mehr, auf Radar zu verzichten, da sie sowieso entdeckt waren. Mike ging davon aus, daß die Nachtsichteinrichtungen der Su-47 die gleiche Qualität hatten wie die seiner Maschine.

Deutlich sah er die beiden Jäger, die vorhin an ihm vorbeigezischt waren. Während der eine einen weiten Bogen flog, um sich hinter die B-2 zu setzen, bäumte sich der andere in der Luft auf. Der chinesische Pilot war ein As, der das »Kobra«-Manöver perfekt beherrschte: Er riß seine Maschine senkrecht nach oben, so daß der Luftwiderstand sie fast zum Stillstand brachte. Eigentlich hätte sie wegen des Strömungsabrisses nun abstürzen müssen, aber ihre beiden Triebwerke lieferten genug Schub, um sie auf dem Abgasstrahl balancieren zu lassen.

Schon schoß die mit rund neunhundert Stundenkilometern auch nicht gerade langsame, aber im Vergleich zu dem Jäger unglaublich träge B-2 über ihn hinweg. Auf dem Heckmonitor sah McBain, wie die Suchoi die Schnauze wieder nach vorn schob und Fahrt aufnahm. Ein weiterer Jäger schob sich von hinten neben sie. Die Maschine, die den Bogen flog, war noch außerhalb des Kamerablickfeldes.

Mike sah das Aufblitzen der Bordkanonen. Die Dreizentimetergranaten der in Rußland gebauten Waffen würden durch seinen Bomber schneiden wie das heiße Messer durch die Butter – falls sie trafen.

Aber noch ehe sie die Strecke zwischen Mündung und Ziel

überbrückt hatten, war das Ziel nicht mehr da, weil McBain den Bomber in eine Rolle nach rechts riß.

Haarscharf zischten die Leuchtspurgarben an der B-2 vorbei, und Fisher schrie erschrocken auf. Aber nicht wegen des Beinahetreffers, sondern wegen des Flugmanövers, für das der Bomber nicht ausgelegt war. Denn McBain flog eine elegante Rolle nach links, genau darauf achtend, daß die Belastung von einem Gravo* nicht überschritten wurde. Dieses Manöver hatte schon in den 50er Jahren der Prototyp der legendären Boeing 707 geflogen – aber der war im Gegensatz zur B-2 aerodynamisch stabil.

Der schwere Bomber bockte und wollte seitlich ausbrechen, eine Reihe von Warnsignalen blinkte auf: Die Steuerungscomputer waren mit diesem nicht vorgesehenen Manöver überfordert. Aber McBain wußte, was er tat. Im Simulator hatte er – zum Ärger seiner Ausbilder – der B-2 schon sehr viel mehr abverlangt. Sie hatten ihn eindringlich davor gewarnt, daß die Anlage nicht auf verbotene Manöver programmiert war und die Reaktionen daher nicht auf die Realität übertragbar waren. Aber er war der geborene Flieger, das Gefühl für seine Maschine steckte ihm in den Genen.

Ein verzerrtes Grinsen machte sich auf seinem Gesicht breit, als er den wild schiebenden Bomber wieder unter Kontrolle brachte. Die Kiste war genau wie er: In beiden steckte mehr, als seine Ausbilder es ihnen zugetraut hatten.

»Zielpunkt?« Er mußte brüllen, um Fisher aus seiner Panik zu holen. »Wir laden alles über dem Stadtzentrum ab und verschwinden mit Vollgas!«

Der Copilot tippte einige Daten in seine Konsole, und auf McBains Monitor erschien eine Markierung unmittelbar in Flugrichtung: das Stadtzentrum von Shanghai. Weniger als eine Flugminute war es entfernt. Die Bomben waren scharf, die Klappen der Schächte geöffnet. Der Daumen des Piloten schwebte über dem Knopf am Joystick, mit dem er seine todbringende Fracht absetzen würde.

Den Zielanflug erledigte die Maschine automatisch, solange McBain nicht in die Steuerung eingriff. Deswegen behielt er vor

---

* entspricht der Erdanziehungskraft

allem den Heckbildschirm im Auge. Das Bordradar zeigte acht Punkte hinter ihm, der Bildschirm nur drei Su-47. Die anderen fünf Maschinen waren zu weit weg, um vom Nachtsichtgerät erfaßt zu werden. Sie kamen zwar rasch näher, aber sie stellten keine echte Gefahr dar, denn sie hatten keine Raketen mehr (die sie sonst längst gestartet hätten), waren aber noch außer Reichweite ihrer Bordkanonen.

Auch die drei Jäger unmittelbar hinter der B-2 versuchten, sich in optimale Schußposition zu bringen, was McBain immer wieder mit einem kleinen Ruck am Joystick erschwerte. Er wußte, warum die Chinesen noch zögerten, ihm den Fangschuß zu geben: Ihre Bordkanonen hatten zwar eine Kadenz* von 1800, aber nur 150 Schuß Munition an Bord. Vermutlich hatten die Schlitzaugen kaum noch Granaten. Sie konnten sich keinen Fehlschuß mehr leisten.

Noch fünfzehn Sekunden bis zum Ziel. McBain flog in ziemlich genau dreißigtausend Fuß** Höhe – das war die absolute Untergrenze für den Abwurf von Kernsprengsätzen. Auf dem Heckbildschirm sah er die Bordkanonen der Jäger hinter sich erneut aufblitzen. Augenblicklich löste er sämtliche Bomben aus und zog die Maschine hoch. Befreit von der tonnenschweren Last seiner tödlichen Fracht, machte der Bomber einen regelrechten Satz nach oben. Die Geschoßgarben jagten dicht unter der Maschine durch.

McBain aktivierte die Polarisierung der Cockpitfenster, die den zu erwartenden Explosionsblitz der Kernsprengsätze ausreichend dämpfen würde, und leitete eine scharfe Kurve ein. »Meldung an die Leitstelle: Wir haben den Roten unsere Eier ins Nest gelegt!«

Der Copilot gab seine Meldung durch, um gleich danach zu verkünden: »Die andere Gruppe war ebenfalls erfolgreich. Peking wurde planmäßig getroffen!«

Ein lautloser Blitz zerriß die Nacht. Die Neutronenbomben hatten zwar jede »nur« etwa eine Kilotonne Sprengkraft, aber die sechs zusammen brachten auch fast die Hälfte der Sprengkraft der Hiroshima-Bombe.

---

* Feuergeschwindigkeit pro Minute

** 9144 Meter

Doch ihre Strahlenwirkung war ungleich verheerender.

Als die Druckwelle der Explosion, die in dieser Höhe nicht mehr besonders stark, aber immer noch spürbar war, den Bomber traf, war Mike McBain darauf vorbereitet. Er ritt sie ab und nutzte sie, um die Maschine weiter zu beschleunigen. Auch wenn die chinesischen Jäger fast keine Munition mehr hatten, wollte er so schnell wie möglich weg von hier.

Der Explosionsblitz hatte die Nachtsichtkameras durchbrennen lassen. Fisher, dessen Aufgabe das gewesen wäre, hatte es versäumt, sie unmittelbar vor der Zündung der Bomben abzuschalten und zu verschließen. Aber der Feuerschein von dort, wo gerade noch Shanghai gewesen war, hatte die Wolkendecke zerrissen und lieferte genug Licht, um auch ohne technische Hilfsmittel zu sehen. Leider hatte man aus dem Cockpit einer B-2 keine Sicht nach hinten, so daß das Licht vom Boden nur den chinesischen Jägern half.

Die Maschine, deren Garbe durch die rechte Seite des Cockpits sägte und Fishers Beine in einer Wolke aus Knochensplittern, Fleischstückchen und Blut verschwinden ließ, hatte McBain einfach nicht gesehen.

Er riß den Bomber nach links aus der Feuerlinie, aber es war zu spät. Zahlreiche Warnlampen blinkten auf. Die automatische Stabilisierung der Maschine versagte.

Auf dem Copilotensitz schrie Fisher so laut, daß er selbst das Heulen des durch das zerstörte rechte Fenster hereinjagenden Fahrtwinds übertönte.

I'm back on my feet again I'm flying high
Watching my back again or I could die

(Status Quo – Rossi/Frost)

3. Machtkampf

Während über dem Pazifik noch tiefe Nacht herrschte, hatte über Berlin ein neuer Tag begonnen, und Magnus Wittmann ahnte, daß er mies werden würde.

Mulisch hatte die Mitarbeiter seines Bereichs zu einer Konferenz gebeten. Wittmann war klar, was kommen würde: Der Posten seines Abteilungsleiters mußte nach der Pensionierung des bisherigen Amtsinhabers neu besetzt werden. Magnus hatte sich vor mehr als drei Monaten auf die Stelle beworben – und seitdem nichts mehr gehört. Sehr erfolgversprechend sah das nicht aus.

Daher war er auch nicht besonders verwundert, als Mulisch in Begleitung einer jungen Frau den Raum betrat, die eindeutig einen »Migrationshintergrund« hatte, wie zu formulieren es die »politische Korrektheit« heute verlangte: dunkle Augen über einer viel zu großen Nase, pechschwarze Haare und ebenso schwarze buschige Augenbrauen, schätzungsweise 75 Kilo bei nur wenig mehr als 1,60 Meter Körpergröße. Die Frau war jung, jünger als Wittmann.

Mulisch trat an seinen Platz, blieb aber stehen. Die Frau neben ihm setzte sich. Der Bereichsleiter räusperte sich, es wurde still im Raum. »Guten Morgen, meine Herren.« Mulisch machte eine Kunstpause und blätterte in der Akte, die er mitgebracht hatte. Man sah ihn niemals ohne Akte unter dem Arm. Vermutlich brauchte er sie, um sich daran festzuhalten. »Wie Sie alle wissen, war nach Weißmüllers Pensionierung der Abteilungs-

leiterposten vakant. Ich weiß, daß einige von Ihnen auf die Stelle spekuliert haben…«, sein Blick schweifte in die Runde und traf nicht nur zufällig den Wittmanns, »… aber meine Vorgesetzten haben sich dazu entschlossen, den Posten mit der bestqualifizierten Frau zu besetzen, die es im Amt gibt. Ich darf Ihnen Aysche Demirel aus unserer Niederlassung in Bonn vorstellen. Sie wird die neue Abteilungsleiterin.«

Gedämpftes Murmeln wurde laut. Offenbar war Wittmann nicht der einzige, dem diese Personalentscheidung nicht gefiel. Mulisch sah erneut in die Runde. »Ich erwarte, daß jeder von Ihnen bedingungslos und vertrauensvoll mit Frau Demirel zusammenarbeitet. Das war's für heute. Wittmann, haben Sie gleich einen Augenblick Zeit für mich? In fünf Minuten in meinem Büro.«

*

Mulisch hob kaum den Kopf von den Akten, als Wittmann eintrat. »Setzen Sie sich. Ich habe von Ihrer kleinen Eskapade gestern abend gehört. Meinen Glückwunsch. Gäbe es mehr Männer wie Sie, sänke die Verbrechensrate gegen null. Leider sieht man das nicht überall so.«

Magnus wollte etwas sagen, doch der Bereichsleiter schnitt ihm das Wort ab. »Ich weiß, daß Sie enttäuscht sind. Ich bin es auch. Ich habe Ihre Bewerbung auf die Stelle des Abteilungsleiters befürwortet.«

»Und wieso wurde dann…?« Wittmann ließ die Frage im Raum hängen.

Mulisch zündete sich eine Zigarette an. Das war in Gebäuden des Bundes zwar nicht gestattet, aber wer wollte es Mulisch verbieten? Wo kein Kläger, da kein Richter. »Hören Sie, Wittmann, mir geht diese Quotengleichmacherei in unserem Staat mittlerweile genauso auf die Nerven wie Ihnen…!«

»Sie ist nicht nur eine Frau, sondern auch eine Türkin!«

»Frau Demirel ist Deutsche wie Sie und ich! Sie wurde hier geboren, sie hat den deutschen Paß!«

»Aber sie wurde ausgewählt, weil sie türkische Vorfahren hat. Darauf verwette ich ein Monatsgehalt!«

Für einen Augenblick herrschte Schweigen im Raum. Es sah so aus, als wäre Mulisch ähnlicher Ansicht, auch wenn er das

nicht offen zugeben konnte. Dann räusperte er sich. »Nehmen Sie die Dinge so hin, wie Sie sind, Wittmann! Es hat keinen Zweck, gegen Windmühlen anzukämpfen. Ich weiß um Ihre Qualifikation und werde mich weiterhin bemühen, Ihre Karriere nach Kräften zu fördern!«

»Sie sind ein anständiger Mann, Mulisch, und ich glaube Ihnen. Aber ich fürchte, Sie überschätzen Ihre Möglichkeiten. Sehen wir den Dingen ins Auge: Leute wie ich gelten nicht mehr viel in diesem Land. Und ich will verdammt sein, wenn ich gegen meine Überzeugung zu Ihrem oder gar Demirels Glauben konvertiere, nur um meine Karriere anzuschieben. Bevor ich auf Socken in die Moschee laufe, gehe ich lieber nach Afrika. Da weiß man Männer mit Kampferfahrung noch zu schätzen!«

Ohne eine Antwort abzuwarten, stand Wittmann auf und verließ den Raum. Er war keine Söldnerseele, und er würde niemals in fremden Kriegen mitkämpfen, nur weil er gut dafür bezahlt wurde.

Er wußte das, und Mulisch wußte es auch.

Aber manchmal tat es einfach gut, Dampf abzulassen.

*

Zurück in seinem Büro, schaltete Wittmann den Computer ein und machte sich an die Arbeit. Als Agent des Verfassungsschutzes hatte er einige Freiheiten, und die nutzte er weidlich aus. So mußte er sich nicht nur dem üblichen Tagesgeschäft widmen, sondern hatte auch Zeit und Muße genug, an Fällen zu arbeiten, die er selbst für bearbeitenswert hielt.

Und der Fall der blonden Frauen war ein solcher.

Auf die Sache gebracht hatte ihn Anfang des Jahres ein kleiner Artikel in einer überregionalen Zeitung: Unter der Überschrift »Nur blonde Frauen vermißt« war vom unerklärlichen Verschwinden junger deutscher Frauen die Rede. Wittmann hatte den Artikel eher beiläufig gelesen und sich schon auf eine neue Schlagzeilenkampagne in den Boulevardblättern eingestellt, für die ein solches Thema eigentlich ein gefundenes Fressen gewesen wäre. Aber nichts dergleichen geschah.

Neugierig geworden, hatte Wittmann den Bericht im System nachgeprüft und festgestellt, daß zum fraglichen Zeitraum tatsächlich fünf Vermißtenanzeigen aus dem Frankfurter Raum

vorlagen, die ausschließlich blonde Frauen zwischen neunzehn und fünfundzwanzig Jahren betrafen.

Also hatte er in der Redaktion angerufen, sich als neugieriger Leser ausgegeben und nachgefragt, was denn aus dem Fall der vermißten Blondinen geworden wäre. Ein reichlich unsicher wirkender Redakteur hatte ihm mitgeteilt, ein Volontär wäre einer Falschmeldung aufgesessen und hätte den reißerischen Artikel verfaßt, der allerdings jeglichen Wahrheitsgehalts entbehre.

Das hatte Wittmanns Interesse erst recht erweckt, da er ja genau wußte, daß es sich nicht um eine Falschmeldung handelte. Also hatte er die vielfältigen Möglichkeiten des Verfassungsschutzes umfassend genutzt und weiterrecherchiert. Zuerst war ihm aufgefallen, daß die zuständigen Polizeidienststellen bei ihren Nachforschungen nach dem Verbleib der Vermißten nicht weiterkamen. Er konnte sich des Eindrucks nicht erwehren, daß die Ermittlungen nur sehr halbherzig betrieben wurden.

Also ging Wittmann in die Archive. Da die Unterlagen mittlerweile alle digitalisiert waren, kam er ziemlich schnell voran. Und so hatte er rasch herausgefunden, daß seit Gründung der Bundesrepublik immer wieder gesunde junge blonde Frauen spurlos verschwunden waren.

Das war an sich noch nichts Besonderes, auch kranke alte braunhaarige Frauen verschwanden oder dicke glatzköpfige Männer mittleren Alters.

Das Besondere am Fall der blonden Frauen war etwas anderes: Die Untersuchungen verliefen immer und ausschließlich im Sande, und sollte überhaupt mal eine Zeitung über einen solchen Fall berichten, geschah das vermutlich aus Versehen, weil der betreffende Autor offenbar nichts davon wußte, daß so etwas kein Thema für eine ordentliche deutsche Zeitung war. War so ein Bericht einmal – aus welchen Gründen auch immer, er konnte hier nur mutmaßen – ins Blatt geschlüpft, wurde er niemals fortgesetzt oder gar bestätigt.

Tatsächlich hatte Wittmann im gesamten Zeitungsarchiv überhaupt nur vier solcher Berichte gefunden – kurze Artikel wie denjenigen, der ihn auf den Fall gebracht hatte, versteckt irgendwo tief im Blatt. Vier Berichte in einem Zeitraum von mehr als sechzig Jahren! Und die Zahl der vermißt gemeldeten Blondinen ging in die Tausende!

Es war beinahe so, als habe eine unbekannte Macht im Hin-

tergrund die Fäden gezogen und nicht nur die Berichterstattung unterbunden, sondern auch immer und immer wieder dafür gesorgt, daß die Ermittlungen ergebnislos im Sande verliefen…

Wurde er langsam paranoid? War das der Preis für die Arbeit in einer Behörde wie dem Bundesamt für Verfassungsschutz? Wittmann verneinte die erste Frage – und die zweite in jedem Fall in Bezug auf seine Person.

Natürlich hatte er seinen Freund Manfred Behrens auf die Sache angesprochen. Doch der hatte noch nie etwas davon gehört – behauptete er zumindest –, obwohl er ein ganz klein wenig verunsichert gewirkt hatte. Magnus schalt sich einen Narren, weil er wirklich langsam überall »Beweise« für seine Verschwörungstheorie sah.

Es war nur logisch, daß Manfred keine weitergehenden Informationen hatte als er selbst. Schließlich war er nur freier Journalist, mehr oder weniger ein Außenseiter. Falls es einen »inneren Zirkel« in Pressekreisen geben sollte, der privilegierten Zugang zu brisanten Informationen hatte, dann gehörte Manfred auf jeden Fall nicht dazu.

Aber gab es wirklich eine Autorität (außer dem Verfassungsschutz selbstverständlich), die in der Lage war, Veröffentlichungen in der freien Presse zu unterbinden? Wenn ja, dann war sie eine ernst zu nehmende Macht. Schon der Gedanke daran bereitete Wittmann Unbehagen.

*

Die Tür flog auf, und Mulisch stürmte herein. »Was hängen Sie da noch am Computer, Wittmann? Schalten Sie Ihren NATO-Ticker ein!«

Der NATO-Ticker war ein etwas altertümliches Gerät zur Nachrichtenübermittlung, das über eine nicht anzapfbare Standleitung mit dem Hauptquartier in Brüssel verbunden war und geheime NATO-Informationen aktuell an alle Berechtigten weiterleitete. Der klobige Röhrenmonitor des Tickers war nur schwarzweiß und völlig veraltet wie eigentlich alles, was in Deutschland auch nur im entferntesten mit dem Themenkomplex »Verteidigung« zu tun hatte.

Aber für den Zweck, zu dem er gedacht war, reichte er völlig aus: Der Bildschirm übertrug Textnachrichten des Verteidi-

gungsbündnisses, die zum großen Teil der Geheimhaltung unterlagen. Die Anlage speicherte die Nachrichten 24 Stunden lang ab. In dieser Zeit konnten sie bei Bedarf ausgedruckt werden, danach wurden sie durch die neuen Informationen überschrieben.

Normalerweise waren die »Neuigkeiten«, die über den Ticker hereinkamen, nur wenig mehr als belangloses Bürokratengeschwätz.

Deswegen hatte Wittmann die Anlage normalerweise auch nicht in Betrieb.

Mulischs Aufforderung hatte jedoch etwas Kategorisches, und so aktivierte der Agent den Ticker. Es dauerte einige Zeit, bis sich der Monitor ausreichend erwärmt hatte und ein Bild zeigen konnte.

»Was ist denn los, Chef? Hat der Krieg etwa angefangen?«

»Und wie! Ich konnte es kaum fassen, als ich es sah! Diesmal sind sie einfach zu weit gegangen!«

»›Sie‹? Wen meinen Sie damit?«

Doch Mulisch schwieg, und Wittmann hakte nicht weiter nach, als sich der Monitor erhellte und er die Nachrichten lesen konnte, die über ihn huschten.

Erfolgreicher Doppelangriff auf Beijing und Shanghai. Neutronenbomben sorgen für massive Verluste und Verwirrung beim Feind.

Wittmann sah es, aber er konnte es nicht glauben. »Neutronenbomben? Ja, sind die denn wahnsinnig geworden, Kernwaffen einzusetzen?«

»Die Amerikaner sehen offenbar keine andere Möglichkeit, die massive zahlenmäßige Überlegenheit der Chinesen zu überwinden«, seufzte Mulisch.

»Aber… aber das ist ein Kriegsverbrechen!«

»Ein Kriegsverbrechen? Sie sind doch sonst nicht so naiv, Wittmann. Kriegsverbrechen werden immer nur von Verlierern begangen. Und das Pentagon hatte offenbar schon lange detailliert ausgearbeitete Pläne, wie es einen Krieg gegen Rotchina führen muß, den es gewinnen kann. Ein überraschender Schlag gegen die Bevölkerungszentren gleich zu Beginn wird die Chinesen entscheidend schwächen. Und die haben offenbar mit einem solchen Schlag nicht gerechnet, denn sonst hätten sie ihn wohl kaum geschehen lassen!«

»Ich fasse es trotzdem nicht. Die Amis sind einfach losgeflogen und haben so etwas getan?!«

»So war es nicht. Die Kampfhandlungen wurden von Rotchina eröffnet, das mit massiven Kräften in die taiwanesischen Hoheitsgewässer eingedrungen ist. Die Amerikaner haben ihren Verbündeten, wie schon lange angekündigt, unterstützt. Nach dem Verlust der ›Nimitz‹ haben sie wohl jede Hemmung verloren.«

»Wie bitte? Die Chinesen haben einen der großen amerikanischen Flugzeugträger versenkt?«

»Ja, mit massivem Raketenbeschuß. Aber das war so ziemlich ihr einziger maritimer Erfolg. Die Amerikaner haben ihre Flotte in der Formosa-Straße regelrecht aufgerieben. Und da die Chinesen dort so ziemlich alles zusammengezogen hatten, was sie an schwimmenden Einheiten aufbieten konnten, dürfte ihre Kriegsmarine mittlerweile nicht mehr existent sein. Die NATO schätzt die chinesischen Verluste dort auf mehr als zwei Millionen Mann. Vor allem die gezielte Jagd auf die Truppentransporter dürfte ihnen arg zugesetzt haben.«

»Wahnsinn. Das ist Wahnsinn.« Wittmann ging zu dem einzigen Luxus in seinem Büro, der italienischen Kaffeemaschine, nahm eine Tasse von der Wärmplatte, stellte sie unter den Auslauf und drückte einen Knopf. Mit lautem Kreischen nahm das Mahlwerk seine Arbeit auf und bereitete eine frische Portion Kaffee zu. Er blickte seinen Vorgesetzten an: »Wollen Sie auch einen?«

»Ich dachte schon, Sie fragen nie mehr!« Magnus wußte, daß Mulisch regelrecht begeistert von dem Kaffee war, den seine Maschine produzierte. Aber der Mann war trotz seines höheren Gehalts einfach zu sparsam, um sich ein derart teures Gerät zuzulegen.

Das leise Piepen des NATO-Tickers wäre fast im Lärm des Mahlwerks untergegangen. Dieses Piepen ertönte immer dann, wenn die aktuellen Nachrichten durch neue ersetzt wurden.

Beide Männer stöhnten laut auf, als sie erkannten, was da über den Bildschirm huschte: *Massiver Atomangriff. Chinesen starten etwa 100 Interkontinentalraketen. Genaue Zählung läuft noch.*

»Mein Gott.« Mulisch wurde aschfahl im Gesicht und tastete nach einem Stuhl. Wittmann schlürfte an seinem Kaffee, doch

er schien plötzlich keine Geschmacksnerven mehr zu haben. Die sonst so aromatische braune Brühe schmeckte wie abgestandenes Spülwasser.

China hat 102 Raketen gestartet. Die amerikanischen Raketenabwehrsysteme im Pazifik und in Alaska wurden abgefeuert.

»Wenn die Amis mit Atomwaffen zurückschlagen, war's das für die Welt. Der Fallout würde sich über die gesamte nördliche Hemisphäre verteilen!«

»Nur keine Panik, Chef! Die haben ihre Raketenabwehrsysteme nicht zum Spaß aufgestellt. An denen kommen die chinesischen Raketen nicht vorbei.«

»Ihr Wort in Gottes Ohr!«

Raketenabwehrsysteme erzielen acht Volltreffer.

»Acht? Allmächtiger – damit bleiben 94 Geschosse übrig!«

»Manchmal verstehe ich Sie einfach nicht, Chef. Wenn es wirklich einen Allmächtigen gäbe, hätte er diesen Krieg niemals zugelassen. Sehen wir den Tatsachen ins Auge: Wir sind erledigt. Denn wenn ihre Abwehr so kläglich versagt, bleibt den Amerikanern nichts anderes übrig als ein massiver Gegenschlag.«

Wittmann starrte auf den Monitor, und er behielt recht.

Erster Gegenschlag der USA gestartet. 814 Raketen auf dem Weg nach Rotchina. Wie von Bord der Air Force One * *gemeldet wird, behalten sich die USA weitere massive Atomschläge vor.*

Kaum waren die amerikanischen Raketen aus ihren verbunkerten Stellungen gestartet, kam schon die nächste Meldung herein. Die beiden Männer in dem kahlen Büro starrten sprachlos auf den trüben Monitor.

Chinesische Raketen über dem Polarkreis verschwunden. Amerikanischer Angriff rollt weiter.

»Verschwunden? Was meinen die mit verschwunden?«

Amerikanische Raketen verschwinden bei Annäherung an den Polarkreis aus der Ortung.

»Was, zum Teufel, ist da los?«

»Ich weiß es nicht. Atomraketen können nicht einfach verschwinden.«

»Offenbar doch! Sämtliche 94 chinesischen Raketen, die nicht

---

* Flugzeug der amerikanischen Präsidentin

abgeschossen wurden, sind ebenso aus der Erfassung verschwunden wie die 814 amerikanischen. Wissen Sie, was das bedeutet, Wittmann?«

»Ich fürchte, Sie werden es mir gleich sagen.«

»Irgendwer – wer auch immer – ist in der Lage, Interkontinentalraketen mit hundertprozentiger Effektivität abzufangen. Und da dieser Wer-auch-immer für keine Seite Partei ergreift, werden es sich die Amis dreimal überlegen, eine zweite Welle zu starten. Die würde vermutlich ebenso spurlos verschwinden wie die erste, und sie hätten nicht den geringsten Nutzen davon. Zum Teufel, Wittmann, erkennen Sie denn nicht, was das bedeutet? Sie können jetzt den Champagner rausholen: Der Atomkrieg findet nicht statt!«

Then I realised my paper plane
Wasn't really up there with me
We all make mistakes, forgive me
Would you like to ride my paper plane

(Status Quo – Rossi/Young)

4. Überlebenskampf

Jeremy Fishers Blut spritzte durch das zerstörte Cockpit, und Mike McBain mußte sich etwas vom Helmvisier wischen, das er voller Ekel als einen Fetzen menschlichen Gewebes identifizierte. Fishers Gewebe. Die Garbe aus der Bordkanone der chinesischen Su-47 hatte nicht nur die rechte Cockpithälfte der B-2 zerfetzt, sondern auch den Unterkörper ihres Copiloten. Ungefähr von der Stelle an abwärts, an der einst sein Bauchnabel gewesen war, hatte sich Lieutenant Fisher in einen blutigen Brei aus Knochensplittern, Gewebemasse und Fetzen der Fliegerkombi verwandelt. Die Fläche seines Sitzes war ebenso verschwunden wie seine Beine, im Boden des Cockpits gähnte ein tiefes Loch, durch das der Feuerschein des vernichteten Shanghai heraufglomm.

Wie durch ein Wunder der Hölle hatte die Garbe Fisher nicht völlig erwischt. Die Lehne seines Sitzes war nicht getroffen worden, die Gurte hielten den Torso noch immer fest, sonst wäre er hinuntergefallen.

Seine Arme wirbelten wie verrückt im Fahrtwind, der in das Cockpit schnitt, seine Hände… nein, Hände hatte er auch nicht mehr. Diese Arme endeten kurz unterhalb der Ellenbogen in etwas, das aussah wie die Rutenbündel, die in den alten Gruselcomics, die Mike als Junge gelesen hatte, die Arme unheimlicher Vogelscheuchen bildeten. Diese Vogelscheuchen waren

meist irgendwann zum Leben erwacht und hatten den Helden des Comics und seine Freundin verfolgt. Doch die Ruten, die aus Fishers Arm ragten, waren nicht aus Reisig. Es waren die zerfetzen und gesplitterten Enden seiner Unterarmknochen.

Die »Vogelscheuche« auf den Resten des Sitzes neben ihm lebte auch, aber McBain mußte sie nicht fürchten. Sie würde ihn nicht angreifen und auch sonst niemanden. Das, was von Jeremy Fisher noch übriggeblieben war, starb – langsam und qualvoll.

Der Schock verhinderte die Blutzufuhr in die Extremitäten, so daß sich Fishers Tod unnötig hinauszögerte. Der Schock verhinderte allerdings nicht, daß Fisher schier unerträgliche Schmerzen litt, denn sonst hätte er nicht so gebrüllt. Zum Glück verließen ihn allmählich die Kräfte, so daß seine Schreie leiser und vom Heulen der Luftmassen übertönt wurden.

Mike riß sich zusammen und konzentrierte sich darauf, sein Flugzeug in der Luft zu halten. Die B-2 war ein nur noch schwer zu beherrschendes fliegendes Wrack. Es war nicht nur ihre ausgefeilte Aerodynamik durch das klaffende Loch im Cockpit zerstört, der Chinese hatte auch mindestens einen der Bordcomputer erwischt. Auf Mikes Kontrolldisplay blinkten immer mehr rote Lämpchen auf. Die automatische Fluglagenkontrolle fiel aus!

Damit war die B-2 nicht mehr beherrschbar. Theoretisch. Doch Mike hatte schon immer mehr Gefühl für Flugzeuge gehabt als seine Kameraden. Irgendwie erfühlte er die Maschine, trug sie durch die Luft wie ein waidwundes Tier.

Trotz aller Flugkünste seines Piloten hatte sich die ruhige Flugbahn des Bombers in ein wildes Auf und Ab und ein noch wilderes Geschiebe verwandelt, denn mangels Seitenruder hatte die Maschine so gut wie keine Längsstabilität. Das rettete Mike das Leben, als er unmittelbar neben sich eine weitere Garbe Leuchtspurgeschosse durch die Nacht jagen sah. Der chinesische Jägerpilot hatte ihn genau im Visier gehabt und abgedrückt – daß die Maschine plötzlich bockte wie ein Esel, hätte der beste Jagdflieger der Welt nicht einkalkulieren können.

Mit flammendem Nachbrenner jagte eine der Suchois in weniger als fünfzig Fuß Abstand vor Mikes Cockpit senkrecht von oben nach unten. Was war das denn für ein Manöver? Und…

»Hell!« Mike fluchte laut, obwohl niemand ihn hören konnte. Der Jäger flog nicht mit Nachbrenner – der Jäger stand in

Flammen! Und hinter ihm her jagte ein winziges Flugzeug, das im Feuerschein kurz zu erkennen war, nicht viel mehr als ein Drittel so groß wie die chinesische Maschine, deren Heck plötzlich auseinanderflog. Täuschte sich Mike oder hatte es am verfolgenden Flugzeug kurz aufgeblitzt? Falls der unbekannte Flieger – ein amerikanischer war es nicht, soviel stand fest – mit einer Bordkanone geschossen hatte, verwendete er auf jeden Fall keine Leuchtspurmunition. Das war ungewöhnlich, denn das machte seinem Piloten das Treffen unnötig schwer. Oder?

Der kleine Jäger flog eine aberwitzig enge Kurve und feuerte eine Rakete ab. McBain sah, daß sie von oberhalb der Tragfläche startete. Allein die Tatsache, daß sie nicht darunter aufgehängt war, machte dem Piloten klar, daß da vor ihm ein Flugzeug durch die Nacht kurvte, von dem er bisher noch nie etwas gehört hatte.

Eine geheime Entwicklung des Pentagon?

Mike war verunsichert. Normalerweise waren Piloten wie er die ersten, die von solchen Neuentwicklungen erfuhren.

Die Rakete jagte auf Mikes B-2 zu – und dicht an ihr vorbei. Dann erschütterte eine heftige Explosion seine Maschine, Feuerschein erhellte die Nacht. Aber nicht sein Bomber war getroffen worden, sondern ein anderes Flugzeug dicht hinter seinem. Mike konnte nur vermuten, daß es sich um eine weitere Su-47 gehandelt hatte, die sich hinter ihn geklemmt hatte und vermutlich unmittelbar vor dem finalen Todesstoß für sein fliegendes Wrack abgefangen worden war.

McBain versuchte immer wieder, über Funk seine Leitstelle zu erreichen, aber auf den Frequenzen herrschte nichts als Chaos. Die unerwartet heftige Gegenwehr der Rotchinesen hatte die Amerikaner nicht nur überrascht, sondern offenbar regelrecht aus dem Konzept gebracht.

Auch Mike selbst, der verblüfft aufsah, als sich der unbekannte Jäger – nein, es war ein zweiter vom gleichen Typ – unmittelbar neben ihn setzte. Der Pilot schaltete die Beleuchtung in seinem Cockpit ein, so daß Mike den eleganten schwarzen Fliegerhelm des Mannes sehen konnte, und legte eine Hand dort an seinen Helm, wo die Ohren sitzen mußten. Dann schaltete der das Licht wieder aus.

Mike verstand und tastete sein Funkgerät auf die offene Frequenz für internationale Kommunikation, die benutzt wurde, um

bei Flügen in Friedenszeiten Kontakt mit zivilen Maschinen oder Fluglotsen herstellen zu können.

Schon hörte er eine Stimme in seinem Kopfhörer, deren harter Tonfall ihn irritierte. Der fremde Pilot sprach Englisch, aber sehr formell und mit einem starken Akzent: »Amerikanischer Pilot! Ist Ihre Maschine noch flugtauglich?«

»Bedingt. Die Fluglagenkontrolle ist ausgefallen, ich mußte auf das hydraulische Notsystem umschalten und steuere von Hand… Egal, die Kiste fliegt noch!«

»Gut. Meine Gruppe gibt Feuerschutz, sollten noch mehr Chinesen auftauchen. Wir werden Sie zu Ihrer Notlandung geleiten.«

»Meine Navigationssysteme sind ausgefallen, mein Copilot ist…«, ein kurzer Blick nach rechts, »… tot. Ich kann mich nicht mehr orientieren.«

»Das ist gleich.« Das Englisch des Fremden ließ wirklich zu wünschen übrig. »Ich schalte meine achterliche Positionslaterne ein. Folgen Sie dem Licht.«

Mit einem kleinen Schwenk setzte sich der leichte Jäger etwa dreißig Fuß vor den Bomber. Ein schwaches rotes Licht am Heck glomm auf. In der dunklen Nacht erschien es McBain wie das strahlende Licht der Hoffnung.

»Hören Sie, Freund, wer immer Sie auch sind… meine Maschine ist schwer beschädigt. Ich schaffe es nicht bis Guam. Ausgeschlossen!«

»Das ist uns bewußt. Halten Sie noch fünfhundert Kilometer durch?«

Kilometer? Hatte Mike richtig gehört? Offenbar saß in dem kleinen Jet vor ihm ein Europäer. Ein Engländer jedenfalls nicht. Ein Pole vielleicht? Woher kannte er nur diesen verdammten Akzent?

Egal, das konnte warten. Jetzt stand zuerst einmal Überleben auf dem Plan. Wenn sich McBain noch richtig an seine gemeinsamen Übungen mit NATO-Piloten erinnerte, entsprachen fünfhundert Kilometer rund dreihundert Meilen. Ja, die müßten zu schaffen sein: »Yes, Sir! Aber wo wollen Sie landen? Mitten auf dem Meer?«

»Lassen Sie sich überraschen, Amerikaner. Folgen Sie mir einfach.«

»Erst wenn ich weiß, wer Sie sind!«

Doch es kam keine Antwort. Allerdings mußte das nicht unbedingt an dem fremden Piloten liegen. Mike sah mit Schrekken, daß auch die Kontrollampe für das Funkgerät rot blinkte.

Und dann verloschen sämtliche Lichter auf dem Display. Nicht nur der Funk war tot. Die gesamte Bordelektronik befand sich in einem Zustand rasenden Zerfalls. Mike hatte keine Wahl. So gut er konnte, steuerte er seine bockende und schiebende Maschine dem roten Licht hinterher, das in der Dunkelheit vor ihm glomm wie ein Irrlicht im Sumpf, das neugierige Wanderer ins Verderben lockte.

*

Eine gute halbe Stunde später schoben sich an Backbord erste Andeutungen der Morgenröte über den fernen Horizont. McBain erkannte, daß sie über dem Ozean flogen, grob in südöstliche Richtung. Wohin führten ihn die Unbekannten? Wollten Sie ihn nach Okinawa bringen?

Die Steuerung der Triebwerke bereitete immer größere Probleme. Lange würde Mike die B-2 nicht mehr in der Luft halten können. Okinawa zu erreichen, war illusorisch.

Für die hervorragenden Augen des Piloten reichten die ersten fahlen Lichtstrahlen aus, um die vor ihm fliegende Maschine genauer zu betrachten. Ein baugleicher Typ flog rechts von ihm, zwei weitere zogen links dem Horizont entgegen. Ob sich noch weitere dieser seltsamen Jäger hinter ihm befanden, konnte McBain nicht sagen.

Die kleinen Flitzer hatten einen nur etwas mehr als zwanzig Fuß langen Rumpf mit stark gepfeilten Deltaflächen mit einer Spannweite von schätzungsweise siebzehn Fuß. Der Pilot saß ziemlich weit vorn unter einer vollverglasten Haube. Die Maschinen waren so klein wie möglich um ein einziges Triebwerk herum gebaut worden, das sich zudem noch leicht nach rechts versetzt im Rumpf befand. Halbwegs deutlich erkennen konnte McBain in dem diffusen Licht nur den Jäger unmittelbar vor ihm. Was er in seiner linken Rumpfseite trug, konnte er aus seiner Position heraus nur erraten: vermutlich das Bordgeschütz.

Oberhalb des Triebwerksauslasses ragte ein dünnes, etwa zehn Fuß langes Rohr nach hinten aus dem Rumpf heraus. Am Ende des Rohrs befanden sich die beiden dreieckigen Flächen

eines V-Leitwerks. Somit war die gesamte Maschine nur rund dreißig Fuß lang. Sie sah extrem schnell und wendig aus. Mike konnte sich gut vorstellen, daß es enormen Spaß machen mußte, ein solches Gerät zu steuern.

Besonders interessant fand er die vier Raketenhalterungen auf den Tragflächen. Diese Anordnung war höchst ungewöhnlich, denn das Aufmunitionieren der Maschine durch das Bodenpersonal wurde dadurch deutlich erschwert – wenn auch die beiden Raketen, die noch nicht verschossen worden waren, relativ klein und zierlich aussahen. Vermutlich waren es nur Kurzstreckenwaffen, so wie auch der ganze Jäger vor ihm nicht den Eindruck machte, für besonders weite Flugstrecken ausgelegt zu sein. Die Tanks der Maschine würden nicht viel Volumen aufweisen.

Stealth-Eigenschaften konnte die Maschine nur bedingt bieten. Dank ihrer Form und des V-Leitwerks war sie von unten und von der Seite vielleicht nicht gut zu orten, aber die Raketen auf den Flügeln mußten auf den Schirmen einer AWACS*-Besatzung, die sie von oben anpeilte, aufleuchten wie Wunderkerzen.

Als sich der gigantische Schatten von hinten über ihn schob, ahnte der Amerikaner noch nicht, daß er gleich Antworten zumindest auf einige seiner Fragen bekommen sollte.

*

Unwillkürlich verriß McBain die Maschine, als unmittelbar über ihm eine Konstruktion von schier unübersehbaren Ausmaßen auftauchte. Er mußte sein gesamtes Können aufbieten, um die wild stampfende und schlingernde B-2 abzufangen. Oft würde er dieses Manöver nicht mehr wiederholen können, vor allem, da die Triebwerke ohne ihre Steuerungscomputer immer heißer wurden und deutlich an Schub verloren. Allein dieses Abfangmanöver hatte ihn fast zweitausend Fuß Höhe gekostet.

Die Gigantmaschine hatte ihre Höhe beibehalten. Das Licht des frühen Morgens beleuchtete ihre Unterseite. McBain sah eine Nurflügelkonstruktion von bisher nicht für möglich gehal-

---

* Airborne Warning and Control System – luftgestützte Radaranlagen an Bord großer Flugzeuge, meist Boeing 707-320

tenen Ausmaßen: Die Maschine hatte einen Dreiecksflügel, aus dem nach vorne eine schlanke, teilverglaste Rumpfgondel ragte. Die äußeren Flügelenden waren leicht nach unten abgeknickt, oben auf dem Knick stand an jeder Seite ein nach innen geneigtes Seitenleitwerk, das aus Mikes momentaner Position allerdings nur schwer zu erkennen war. (Später sollte er erfahren, daß die Spannweite des zehnstrahligen Flugzeugs einhundertacht Meter betrug, die Länge in der Mittelachse zweiundfünfzig Meter.)

Faszinierend war aber nicht allein die Größe der Riesenmaschine. Die vier Jäger, die ihn geleitet hatten, zogen unter ihren Rumpf, und von hinten stießen vier weitere Maschinen des gleichen Typs hinzu, die seinen Bomber offenbar rückwärtig abgesichert hatten.

An der Flügelunterseite des Gigantvogels öffneten sich Luken, aus denen dünne Gestelle ausgefahren wurden. Die kleinen Jäger steuerten diese Gestelle an und hakten sich ein. Dann wurden sie nach oben bis fast in den Rumpf der Maschine gezogen. Der ganze Vorgang dauerte nicht einmal eine Minute, die Jägerpiloten hatten ihre kleinen Geschosse wirklich hervorragend im Griff.

Die Unterseiten der Jägerrümpfe ragten aus dem des Trägerflugzeugs kaum heraus. McBain war felsenfest davon überzeugt, daß die große Maschine über mindestens so gute Stealth-Eigenschaften verfügte wie seine B-2. Deshalb also trugen die Jäger ihre Raketen auf den Flügeln: Sobald sie wieder unter dem Bauch von »Mutter« klebten, ragte keine einzige verräterische Kante mehr hinaus in den Strom gegnerischer Radarwellen.

Plötzlich machte die Riesenmaschine einen Schwenk nach unten, so elegant wie ein Segelflugzeug. McBain hätte es niemals für möglich gehalten, daß ein derart überdimensioniertes Flugzeug mit solcher fast schon beschwingten Leichtigkeit durch die Luft schneiden könnte.

Der Gigant jagte herab, setzte sich vor die B-2 und wackelte mit den Flügeln – die einzige Möglichkeit der Kommunikation, die noch blieb. Dann drückte der unbekannte Pilot seine Maschine nach unten, dem Meer entgegen. Er ging höchstwahrscheinlich davon aus, daß ihm die waidwunde B-2 folgen würde. Doch Mike wußte auf einmal nicht mehr, ob er der

fremden Maschine folgen sollte. Denn er hatte das Hoheitszeichen an der Seite der Cockpitgondel entdeckt. Endlich wußte er auch den merkwürdigen Akzent des fremden Piloten einzuordnen.

Die Maschine trug das Balkenkreuz der deutschen Luftwaffe. Es war allerdings nicht das geschwungene, an ein Eisernes Kreuz erinnernde des NATO-Partners Bundesrepublik.

Es war das gerade Balkenkreuz der ehemaligen deutschen Wehrmacht.

Der fremde Pilot hatte Englisch gesprochen wie die Deutschen in der alten, aber immer noch beliebten TV-Serie »Hogan's Heroes«.* Wehrmachtspiloten hatten McBain vor den Chinesen gerettet! Konnte er solchen Gestalten trauen?

*

Es blieb ihm keine anderen Wahl, denn die beiden innenliegenden Triebwerke zwei und drei liefen heiß und gaben endgültig den Geist auf. Die B-2 wäre tiefergegangen und der deutschen Maschine somit nach unten gefolgt, selbst wenn Mike das nicht gewollt hätte.

Aber was ging in den verdammten Krauts** dort drüben nur vor? Wollten die ihren Supervogel, der in seinen gigantischen Abmessungen direkt den feuchten Träumen eines größenwahnsinnigen Anhängers der Lehre vom Übermenschen entsprungen zu sein schien, einfach in den Teich setzen?

Ein winziger Teil der Sonne stieg nun über den Horizont und warf rotgoldenes Licht auf das windstille Ostchinesische Meer. Außer der fremden Maschine war weit und breit nichts zu sehen. Wasser, soweit das Auge reichte.

Trotzdem schwebte der Gigantvogel nur noch rund tausend Fuß über dem Meeresspiegel. Mike hielt seine B-2 mit Mühe und Not auf fünfzehnhundert, um so lange wie möglich in der Luft zu bleiben. Schließlich war er Flieger und kein Schwimmer.

---

* deutscher Titel: »Ein Käfig voller Helden«

** Schimpfname der Amerikaner für Deutsche aus der Zeit des Zweiten Weltkriegs

Aber der Deutsche wackelte immer wieder mit den Flügeln, wie um ihm zu signalisieren, ebenfalls tiefer zu gehen. Sahen die Idioten dort drüben denn nicht, daß seine waidwunde Maschine absolut keine Reserven mehr hatte?

Ungläubig riß Mike die Augen auf, als er sah, daß der Deutsche die Landeklappen ausfuhr und deutlich Fahrt wegnahm. Wollte der Irre etwa mitten auf der offenen See landen? Unmöglich! Wasserflugzeuge sahen anders aus!

Doch plötzlich bildeten sich nicht weit voraus zwei dünne schwarze Linien auf dem Meer. Linien, auf denen in regelmäßigen Abständen Lampen blinkten. Rote auf der linken, grüne auf der rechten Linie. Normalerweise begrenzten solche Linien Start- und Landebahnen. Aber irgend etwas stimmte nicht mit der Lage der Linien. Mike kniff die Augen zusammen. Verlor er den Verstand?

Der deutsche Riesenvogel setzte zwischen den Linien auf – noch mindestens dreihundert Fuß über dem Meeresspiegel und doch mitten im Wasser. Aber keine Wellen spritzten auf, die Maschine überschlug sich auch nicht und zerschellte, sondern landete auf dem Wasser wie auf einer Bahn aus Beton.

War Mike vielleicht ein Opfer der Drogen, die er vor Einsatzbeginn geschluckt hatte? Ausschließen konnte er das nicht, aber er hatte auch keine Wahl mehr. Triebwerk Nummer vier gab den Geist auf. Er mußte hinunter.

Nun zahlte es sich aus, daß er höher als der Deutsche geflogen war, der rund eine Meile vor ihm langsam zum Stehen kam. Mike drückte die B-2 nach unten und nahm noch einmal genug Fahrt für eine sichere Landung auf. Das Fahrwerk ließ sich natürlich nicht mehr ausfahren, aber bei einer Wasserlandung blieb es sowieso drinnen.

Er steuerte die beiden Linien im Wasser an und erkannte, daß sie tatsächlich mehr als 300 Fuß über dem Meeresspiegel lagen.

Was auch immer das dort vor ihm war – nach allem, was er in den letzten Stunden erlebt hatte, wollte Mike nicht mehr ausschließen, daß er mitten im Ozean auf einem 300 Fuß hohen Hügel aus Wasser landete.

Er benutzte die große Maschine als Orientierungshilfe und brachte seinen Bomber nach unten. Ein harter Ruck ging durch die gequälte Konstruktion, als sie zwischen den Linien der »Landebahn« aufsetzte – die unmittelbar danach verschwanden.

Der Bomber raste krachend und polternd über das Wasser, tauchte aber nicht ein. Die kreischenden Geräusche klangen exakt wie die bei einer Bauchlandung auf einer Betonpiste.

Mike konnte sowieso nichts mehr tun, war nur noch Passagier in einem dahinrutschenden Wrack. Er blickte durch das Loch im Cockpitboden vor dem Platz des Copiloten nach unten. Ja, seine Maschine rutschte über die Wogen des Meeres – und ihr Rumpf schlug dabei Funken!

Mike blickte aus dem Seitenfenster und sah winzige Gestalten von mehreren Seiten auf seine immer noch rutschende Maschine zulaufen. Das waren eindeutig Menschen. Und sie liefen über das Meer wie einst Jesus über den See Genezareth.

War Mike schon längst tot und hatte es nur nicht realisiert?

Nothing you can do
Sure as one and one is two
I'll be creepin' up on you

(Status Quo – Parfitt/Edwards)

5. Gewissenskampf

Das Telefon klingelte. Am anderen Ende der Leitung war Wittmanns neue Vorgesetzte. »Hier Demirel. Kommen Sie in mein Büro. Ich habe einen Auftrag für Sie.«

»Aber…« Verblüfft starrte Magnus den Hörer an. Die kleine Dicke hatte schon aufgelegt.

In aller Ruhe machte er sich einen Kaffee und schlurfte dann gemütlich über den Flur. Es blieb ihm nichts anderes übrig, als Aysche Demirel zu ertragen. Von ihr begeistert sein mußte er nicht. Sobald er nur an sie dachte, hatte er ihre riesige Nase vor Augen. Ein Grinsen stahl sich auf sein Gesicht. Es war kein Wunder, daß Dinge wie Schleier und Burka* in dem Kulturkreis erfunden worden waren, dem Demirel entstammte.

Grußlos betrat er ihr Büro. Ohne aufzusehen, schob sie ihm eine Akte zu. »Den Fall übernehmen Sie!«

»Worum geht es?«

»Volksverhetzung. Staatsanwalt Lingen ermittelt, Richter Gerads hat den Durchsuchungsbeschluß ausgestellt.«

Wittmann blätterte mäßig interessiert in der dünnen Akte. »Dem Beschuldigten wird zur Last gelegt, aufgrund erfolgter Verifizierung einer IP-Adresse nach Eintrag einer fremdenfeindlichen Bemerkung in einem Internetforum eine Volksver-

---

* Ganzkörperschleier

hetzung begangen zu haben.« Irritiert sah er auf. »Sehe ich das richtig? Sie setzen mich auf einen Spinner an, der irgendwo in einem Forum rumtrollt? Ist Ihnen eigentlich klar, daß gerade ein Krieg zwischen den USA und China tobt? Meinen Sie nicht, wir hätten Wichtigeres zu tun?«

Daraufhin sah seine neue Vorgesetzte erstmals auf.

Sie erinnerte Magnus an einen Pitbull, der sich noch nicht schlüssig war, ob er zuschnappen sollte oder nicht. »Der Beschuldigte hat nicht nur rassistische Hetze in ein Internetforum geschrieben. Er war auch Rottenführer bei der ehemaligen Waffen-SS. Diese Kerle glauben wohl, sie müßten niemals aufgeben!«

»Wissen Sie überhaupt, was ein ›Rottenführer‹ war? Der Rang entsprach dem des Obergefreiten beim Heer.« Wittmann schaute nun intensiver in die Unterlagen. »Der Beschuldigte Baumbach ist Jahrgang 1925, geboren am 7. April. Der war nichts weiter als ein Schütze Arsch, bei Kriegsende gerade zwanzig geworden.«

»Um so schlimmer, daß er selbst heute noch seine abscheuliche Propaganda verbreitet. Die Kripo führt die Hausdurchsuchung durch, und Sie werden die Aktion für uns begleiten und beaufsichtigen. Wenn ehemalige Angehörige der SS im Spiel sind, muß der Verfassungsschutz wachsam bleiben. Guten Tag.«

*

Die Adresse lag draußen im Grunewald, im feinsten Villenviertel der Stadt. Bei einem Anruf im Polizeipräsidium hatte man Wittmann mitgeteilt, die Kollegen wären schon unterwegs zu der Hausdurchsuchung, würden aber selbstverständlich gern auf ihn warten – eine Ecke weiter, damit der Beschuldigte nicht gewarnt würde.

Wittmann erkannte das Zivilfahrzeug der Polizei sofort: ein alter Opel, ungepflegt, leicht schäbig im Lack. Einmal mehr empfand er Verbitterung darüber, daß der Staat trotz enorm hoher Steuereinnahmen nicht in der Lage zu sein schien, seine Bediensteten angemessen auszustatten.

Als er allerdings Kriminalhauptkommissar Hausen am Steuer des Dienstwagens entdeckte, war das Gefühl vergessen. Ausgerechnet Hausen…!

Magnus klopfte an das Seitenfenster des Opels. Hausen blickte auf – und verzog das Gesicht. Er hatte also auch nicht gewußt, mit wem er bei diesem Einsatz zusammenarbeiten mußte. Der Mann an seiner Seite war der jüngere, schweigsame Kollege, mit dem Wittmann ebenfalls schon Bekanntschaft geschlossen hatte.

Die beiden Kriminalbeamten stiegen aus. Der Jüngere hielt eine Akte in der Hand – vermutlich ein Duplikat derjenigen, die Magnus von Demirel bekommen hatte. Geflissentlich übersah er Hausens ausgestreckte Hand.

Der jüngere Beamte brach das peinliche Schweigen: »Wollen wir's hinter uns bringen?«

Hausen nickte stumm und stapfte los. Die Häuser hier standen alle einzeln auf großen, meist sehr gepflegten Grundstücken. Manche der mächtigen Bäume waren wohl genauso alt wie die Gebäude, die überwiegend aus der Zeit vor dem Krieg stammten – vor dem Ersten Weltkrieg.

Die drei Männer bogen in eine kleine Seitenstraße ein. Zielstrebig ging Hausen auf eines der kleineren Häuser zu. Das schätzungsweise mehr als einhundert Jahre alte Gebäude hatte auch schon bessere Zeiten gesehen, der kleine Vorgarten war alles andere als gepflegt.

Wittmann hielt sich zurück, ließ die beiden Kripomänner vorgehen. Er würde seine Pflicht tun und diesen Einsatz protokollieren, mehr aber auch nicht. Der Verfassungsschutz hatte bedeutendere Aufgaben als die Einschüchterung unbelehrbarer alter Männer, die aus ihrem Herzen keine Mördergrube mehr machen wollten.

Er sah, wie Hausen die drei Stufen zum Eingang des Hauses emporstieg, sein Aktenträger blieb stets einen Schritt hinter ihm. Energisch klopfte der übergewichtige Beamte an die Haustür aus dunkler Eiche. »Kriminalpolizei! Machen Sie auf! Sofort!«

Dann überschlugen sich die Ereignisse, und Wittmann, der noch auf der Straße stand, vermochte kaum zu glauben, was er da sah.

Hausen hatte nach den fünf gebrüllten Worten noch nicht wieder eingeatmet, da trat er schon die Tür ein.

Das entsprach in keiner Weise den Dienstvorschriften, und der Agent des Verfassungsschutzes hätte in seinem Bericht ganz sicher einen entsprechenden Vermerk gemacht, wäre nicht fast

im selben Augenblick ein Schuß gefallen! Die Kugel traf noch den Rand des Türblattes, riß einen großen Splitter heraus und schrillte kreischend in die Nachbarschaft.

Magnus hätte es nicht für möglich gehalten, wie schnell Hausen sich noch bewegen konnte. Er hechtete herunter von der kleinen Treppe und preßte sich neben der Tür an die Mauer des Hauses.

Sein Kollege hatte ähnlich reagiert und hockte jetzt auf der anderen Seite des Eingangs. Beide Männer waren blaß wie die Wand und zerrten ihre Dienstpistolen aus den unter ihrer Kleidung verdeckten Holstern. Magnus hingegen stand immer noch völlig verblüfft mitten auf der Straße und dachte nicht daran, in Deckung zu gehen.

»Dieses Verbrechersystem wird mich niemals lebend bekommen! Habt ihr mich gehört?«

Die Stimme, die aus dem Haus erschallte, war nun wirklich nicht zu überhören. Sie klang laut, tief, voll und kein bißchen zittrig, wie man es bei einem Fünfundachtzigjährigen hätte erwarten können.

»Gietzen! Rufen Sie das SEK*!« In Hausens Stimme schwang unverhohlene Panik.

»Unsinn! Wir haben es nur mit einem einzelnen Mann zu tun!« Daß nach dem Schuß nichts weiter passiert war, bestätigte Wittmann in seiner Ansicht. »Und dieser Mann hat nur einen Warnschuß abgegeben. Denn wenn er es drauf angelegt hätte, hätte er sie auf die kurze Distanz auch getroffen, Hausen! Ihre Wampe könnte nicht mal ein Blinder verfehlen!«

Nur ganz am Rande reagierte der Agent, daß Kripomann Gietzen grinste. Also war er wohl auch nicht gerade ein Fan seines karrieregeilen Kollegen.

Wittmann hob Arme und Stimme gleichermaßen: »Ernst Baumbach! Stellen Sie das Feuer ein. Ich bin nicht bewaffnet! Ich komme jetzt ins Haus. Sie haben sich ganz schön in die Scheiße geritten! Wenn Sie jetzt Ihre Waffe weglegen, können wir das vielleicht noch geradebiegen!« Mit festem Schritt ging er auf den Eingang zu und stieg die drei Stufen hinauf.

»Bleibt, wo ihr seid! Ihr bekommt mich nicht lebend!«

---

* Sondereinsatzkommando der Polizei

Noch immer konnte er keine Person erkennen, die zu der Stimme gehörte. Im Haus war es dunkel. Baumbach hatte alle Vorhänge zugezogen. Der Mann war gerissen. Magnus mußte schlucken, als er daran dachte, daß er für jemanden irgendwo in dem dunklen Flur vor ihm im Gegenlicht des Türrahmens die perfekte Zielscheibe abgab. »Sie sind doch kein Mörder, Baumbach! Ich komme jetzt rein!«

Ein Schritt, noch einer, ein dritter… »Halt! Das reicht!«

Langsam gewöhnten sich Magnus' Augen an das Dämmerlicht in dem Haus.

Hinten im Eingangsflur stand ein großer, kräftiger Mann. Er mußte mindestens 185 Zentimeter groß sein und hatte immer noch beeindruckend breite Schultern, auch wenn ihm beim näheren Hinsehen anzumerken war, wie die Last des Alters ihn drückte.

Er hatte ein offenes Gesicht mit hoher Stirn, über der ein schlohweißer, aber nach wie vor dichter Haarschopf prangte. In der Hand hielt er eine altertümliche Pistole – eine Luger P 08, wie Wittmann mit Kennerblick erkannte. Die letzten Modelle dieses Typs waren 1943 gebaut worden, aber das änderte nichts an ihrer Gefährlichkeit. Die Waffe war noch echte deutsche Wertarbeit, ihre Patronen vom Kaliber neun Millimeter konnten einen Mann heute noch ebenso töten wie vor 65 Jahren. Und so, wie Baumbach die Waffe hielt, wußte er genau, wie man mit ihr umzugehen hatte. Der Schuß ans Türblatt hatte Hausen nicht versehentlich verfehlt. Es war ein Warnschuß gewesen.

Aber das bedeutete: Baumbach hatte gewußt, daß sie kommen würden! Woher?

»Du hast Mumm, Junge, das muß man dir lassen! Los, raus aus dem Flur. Da hinüber!« Baumbach deutete auf einen Raum, der wohl sein Wohnzimmer war. Die Wände waren zugestellt mit Bücher- und Aktenregalen. Auf einem kleinen Schreibtisch leuchtete der Flatscreen eines modernen PC. Mitten im Raum standen ein paar Stühle und ein großer Tisch, auf dem noch die Reste der Mahlzeit waren, bei der sie den alten Mann offenbar gestört hatten. Auch hier waren die Vorhänge zugezogen. »Hinsetzen!«

»Darf ich die Hände runternehmen?«

»Aber sei vorsichtig! Ich habe nicht nur eine Pistole, ich weiß auch, wie man sie benutzt!«

»Das ist mir klar! Eine der ersten Fähigkeiten, die man beim KSK erwirbt, ist die richtige Einschätzung eines Gegners!«

»KSK? Die schicken mir tatsächlich das KSK ins Haus, nur weil ich meine Meinung gesagt habe?«

»Ich war früher beim KSK. Heute bin ich beim Verfassungsschutz, Baumbach. Und was Sie da in dem Internetforum von sich gegeben haben, war keine Meinung, sondern Volksverhetzung – und somit eine Straftat!«

»Hör doch auf, Junge! Als ehemaliger Soldat einer Elitetruppe kannst du kein Dummkopf sein. Das weiß ich, weil ich selbst bei einer war!«

»Spielen Sie damit auf die Waffen-SS an? Hören Sie, Baumbach, allein schon die Bezeichnung dieser Mördertruppe als ›Elite‹ stellt schon wieder eine Straftat dar. Machen Sie es doch nicht noch schlimmer, als es jetzt schon ist!«

»Ich? Nicht ich mache es schlimmer, sondern die AIn. Weißt du denn nicht, was noch der erste Bundeskanzler über unsere Truppe gesagt und geschrieben hat?«

»Nein. Was denn?«

»Ach, vergiß es. Die Sklaven der AIn haben eure Hirne so vernebelt, daß euch sowieso nicht mehr zu helfen ist. Ihr seid eine verlorene Generation!« Der alte Mann kam Magnus vor wie ein Getriebener – oder wie ein Verzweifelter. Er hatte sich in eine mörderische Ideologie verrannt, aus der es für ihn keinen Ausweg mehr gab. »Mein Leben geht zu Ende, so oder so, aber ich werde nicht zerbrechen. Wenn die AIn glauben, sie könnten auch nur ein Geheimnis aus mir herauspressen, dann haben sie sich getäuscht. Das haben schon damals selbst die Russen nicht geschafft!«

»Ein, Ein, Ein… ich höre immer nur Ein! Wovon reden Sie überhaupt, Baumbach?«

»Nicht Ein. Groß A, groß I, klein n – AIn! Deine heimlichen Herren, mein Junge!«

»Verdammt, es reicht jetzt! Ich kenne keine Ein oder AIn oder was auch immer – und ich bin dieses Spielchen leid! Ich will Ihnen helfen, alter Mann, aber dazu müssen Sie sich erst einmal helfen lassen wollen! Wer oder was sind also diese AIn, die mich und die beiden Pfeifen von der Kripo draußen angeblich zu Ihnen geschickt haben? Ich verlange eine Antwort! Hier und jetzt!«

Baumbach schaute sich um wie ein gehetztes Tier – oder wie ein Paranoiker. Wittmann neigte immer mehr der zweiten Möglichkeit zu, obwohl der alte Mann zumindest auf den ersten Blick alles andere als verrückt wirkte.

Der Weißhaarige griff nach einer Flasche Mineralwasser, die auf dem Tisch stand, und hielt sie dem Agenten hin: »Hier! Austrinken!« Die andere Hand hielt noch immer die Pistole. Deren Mündung zeigte allerdings nicht mehr auf Wittmann, sondern auf eines der Bücherregale.

»Wozu? Ich bin nicht durstig!«

»Du verstehst nicht, Kamerad! Du wirkst auf mich wie einer, dem man vertrauen kann. Ich werde dir alles verraten, was ich über die AIn weiß, denn mein Wissen darf nicht verlorengehen. Aber dazu muß ich zuerst sicher sein können, ob dir wirklich zu trauen ist! Also trink… dann rede ich!«

Magnus war mittlerweile überzeugt davon, daß der alte Mann den Verstand verloren hatte. Nichts von dem, was er sagte, ergab einen Sinn, und dann auch noch der Unfug mit dem Mineralwasser. Wittmann nahm die Flasche und prüfte zuerst den Verschluß. Das Papiersiegel war unversehrt. Er konnte davon ausgehen, daß der Inhalt nicht manipuliert worden war. In der Flasche befand sich nichts als klares, reines Mineralwasser aus der Eifel, versetzt mit der eigenen Quellkohlensäure, wie das Etikett verriet.

Also drehte er den leise zischenden Verschluß auf und führte die Flasche an den Mund. Baumbach sah ihm voller Anspannung zu.

Ein lauter Knall zerstörte diesen merkwürdigen Augenblick. Auf Baumbachs Stirn war plötzlich ein kleiner roter Fleck. Seine Augen wurden blicklos, und er kippte samt Stuhl hintenüber. Die Luger, die er gerade noch in der linken Hand gehalten hatte, blieb auf dem Tisch liegen.

Wittmann sprang auf. Die Flasche mit dem Mineralwasser entglitt seiner Hand und zerschellte klirrend am Boden. Im Eingang des Wohnzimmers stand Kriminalhauptkommissar Hausen, die Dienstpistole in der Hand. Aus dem Lauf der Waffe kräuselte noch ein wenig Rauch.

»Haben Sie jetzt völlig den Verstand verloren?« Am liebsten hätte Wittmann den Beamten niedergeschlagen, aber er eilte um den Tisch herum und kniete bei Baumbach. Das Neunmillime-

terprojektil war in die Stirn eingetreten, aber nicht mehr herausgekommen. Der Hinterkopf Baumbachs war merkwürdig deformiert und weich. Die mannstoppende Munition, die von der Polizei heute verwendet wurde, gab ihre gesamte Energie im Körper ab. Sie durchschlug ihn nicht mehr wie die früher verwendeten Stahlmantelgeschosse.

Wittmann wußte, daß der Leichenbeschauer das deformierte Projektil dicht unterhalb der hinteren Schädelpartie finden würde. Es hatte Baumbachs Gehirn in blutigen Schleim verwandelt und den Schädel des Hinterkopfs mit der von ihm erzeugten Druckwelle zu einem Puzzle zertrümmert. Aber die Energie der kurzen Polizeipatrone hatte nicht mehr ausgereicht, um die Kugel noch aus dem Kopf herauszutreiben.

Rein mechanisch fühlte Wittmann nach dem nicht mehr vorhandenen Puls des Alten. Dessen Haut wurde schon kalt.

Gefährlich langsam erhob er sich und ging auf Hausen zu wie ein Tiger auf seine Beute. Gietzen, der hinter seinem Kollegen stand, hatte seine Waffe längst wieder ins Holster gesteckt.

Wittmanns Stimme klang leise und rauh. »Das war ein alter Mann, und Sie haben ihn heimtückisch ermordet.«

Ein ganz klein wenig zu laut und ein ganz klein wenig zu schrill antwortete Hausen, der weder daran dachte, seine Waffe wegzustecken noch sie zu senken: »Hier hat nur einer den Verstand verloren, Wittmann… und zwar sie! Was sollte das? Wollten Sie Brüderschaft mit dem Nazi trinken?«

Mit leiser, belegter Stimme mischte sich jetzt auch der andere Beamte ein: »Hausen, der alte Mann stellte keine Gefahr mehr dar! Sie hätten ihn auffordern müssen, die Waffe zu senken!«

»Damit er Wittmann erschießt oder gar mich? Ich will Ihnen jetzt mal was sagen, verehrte Kollegen, und ich sage es nur einmal: Das hier war eine legale Hausdurchsuchung. Wir haben eine richterliche Anordnung! Der Beschuldigte war Angehöriger der verbrecherischen Waffen-SS, er hat offenbar auch heute noch rechtem Gedankengut angehangen, und als ich ihn in Nothilfe für den Kollegen erschossen habe, hatte der Mistkerl eine illegale Waffe in der Hand!« Hausen hatte sich wieder völlig im Griff, denn er schob seine Dienstwaffe mit einem Ruck ins Schulterhalfter zurück. »Besser geht's nicht!«

Gietzen wollte vielleicht noch protestieren, aber ein böser Blick Hausens brachte ihn zum Schweigen. Wittmann erkannte,

daß er nichts weiter tun konnte. Hausen war ein sadistischer Mistkerl, der alles dafür tun würde, um vor seiner Pensionierung noch ein oder zwei Stufen auf der Karriereleiter zu erklettern.

Seine Argumentationskette war einfach perfekt. Wenn Wittmann versuchen würde, ihm wegen der Aktion etwas anzuhängen, würde sich ruck, zuck nicht der Kripomann auf der Anklagebank wiederfinden, sondern der Verfassungschutzagent. Es war nicht opportun, Mitleid mit Unbelehrbaren zu haben.

Er schluckte alles hinunter, was ihm noch auf der Zunge lag, und deutete erst auf die Leiche am Boden und dann auf den Computer. »Meine Aufgabe hier hat sich erledigt. Räumen Sie Ihren Müll weg, Hausen. Ich gehe jetzt. Und den PC nehme ich mit!«

»Aber die Beweise darauf…«

»Werden vom Verfassungsschutz ausgewertet. Also von mir. Noch Fragen?«

Hausen schaute demonstrativ in eine andere Richtung und schwieg. Es war auch besser für ihn.

All the laughter and the pain
Of the last century
The last century

(Status Quo – Bown)

6. Generationenkampf

Auf dem Computer war jede Menge Müll – aber auch die Daten der Foren, in denen Baumbach unterwegs gewesen war. Es stellte kein Problem für Wittmann dar, die Sicherheitsvorkehrungen zu knacken, die der alte Mann getroffen hatte. Mit dessen zahlreichen User-IDs und seinen Paßwörtern loggte er sich in den verschiedenen Foren ein, in denen Baumbach verkehrt hatte.

Der Agent interessierte sich naturgemäß vor allem für die politischen Foren, in denen der Tote versucht hatte, die vorwiegend jüngere Userschar mit seinem rechten Gedankengut zu infizieren.

Zuerst suchte er nach dem Beitrag, der zu der Anzeige gegen Baumbach und somit letztlich zu seinem wenig ruhmreichen Ende geführt hatte. Ja, da stand es: Unter dem Pseudonym »Wikinger« nutzte er einen Thread,* in dem es um einen von einem Afrikaner begangenen Mord an einer deutschen Frau ging, zu übelster Hetze gegen »Neger«, die man seiner Meinung nach nicht frei herumlaufen lassen dürfe. »Wikinger« sprach sich ausdrücklich für die Wiedereinführung der Sklaverei aus. Damit war der Tatbestand der Volksverhetzung nach Paragraph 130 des Strafgesetzbuchs eindeutig gegeben. Und nicht nur das: In

* Themenstrang in einem Internetforum

anderen Strängen bezeichnete Baumbach sich selbst als »Arier« – und die waren für ihn in seiner verblendeten Ideologie etwas ganz Besonderes, allen anderen Menschen haushoch überlegen. Es war nicht zu leugnen, Baumbach hatte der Herrenmenschenideologie der Nazis bis zu seinem Tode angehangen.

Wittmann hatte sich immer noch kein Bild von dem ehemaligen Rottenführer gemacht, aber eines stand für ihn fest: Baumbach war dumm gewesen. Die Menschen waren alle gleich. Jemanden für etwas Besseres zu halten nur wegen der Umstände seiner Geburt war einfach dumm. Dann könnte man ja auch gleich die alten Adelsprivilegien wieder einführen.

Immer wieder machte der so plötzlich und gewaltsam Verstorbene die Demokratie in der Bundesrepublik verächtlich, schien einen regelrechten Haß auf sie zu haben – einen Haß, der durch jeden seiner Beiträge durchschien und den er offenbar nur schwer zu zügeln vermochte.

Die Auswertung beschlagnahmter Computer gehörte zum Tagesgeschäft des Verfassungsschutzes, und Wittmann war gut in dem, was er tat, obwohl er diese Arbeit nicht besonders liebte. Die meisten Daten, die man dabei fand, waren harmlos und zu neunundneunzig Prozent völlig uninteressant.

Er erinnerte sich an einen Fall aus seinen ersten Wochen im Amt: Er hatte die Festplatte eines Rechtsextremisten durchsuchen sollen und partout nichts gefunden. Es gab zwar mehrere zehntausend Dateien, aber alle hatten völlig harmlose – und legale – Inhalte. Der Mann war nicht nur rechts, sondern auch ein großer Musikfreund gewesen. Aus lauter Verzweiflung hatte Wittmann die zahlreichen Ordner mit Musikdateien durchsucht, um wenigstens ein paar illegale Downloads aufzutreiben. Wenn man dem Rechten schon keine politische Straftat nachweisen konnte, hätte man ihm vielleicht wenigstens auf diese Art und Weise ein paar Scherereien machen können.

Aber es war zum Verzweifeln: Alle Musikstücke, die nicht von einer CD in den Rechner gespielt worden waren, stammten aus legalen Musikbörsen, für jeden Titel hatte der Kerl brav bezahlt.

Wittmann hatte schon aufgeben wollen, als er in den Ordner »Blondie« geschaut hatte. Natürlich hatte er auch darin Musik der amerikanischen Kultband um Frontfrau Debbie Harry vermutet. Aber tatsächlich befanden sich in diesem Ordner zahl-

reiche illegale Dokumente volksverhetzenden Inhalts, darunter Hitlers Machwerk »Mein Kampf« und Rosenbergs noch übleres Geschreibsel »Der Mythus des 20. Jahrhunderts« – nebst Listen, an wen der Beschuldigte die Dateien weitergeleitet hatte.

Damit war der Tatbestand des Verbreitens verfassungsfeindlicher Schriften erfüllt, und der Mann hätte abgeurteilt werden können. Anfangs hatte Wittmann sich geärgert, daß er nicht gleich das Suchwort »Blondi« eingegeben hatte – schließlich hatte Hitler einst seine Schäferhündin so genannt. Und über »Blondi« wäre er auch auf »Blondie« gestoßen. Aber auf die Idee, eine Assoziationskette von einer amerikanischen Band zu Hitlers Schäferhund und verfassungsfeindlichem Material zu knüpfen, mußte man erst einmal kommen. Noch heute wunderte er sich immer wieder über die kruden, verschlungenen Gedankenwege der Rechten.

Inzwischen verfügte der Verfassungsschutz über wesentlich feinere Werkzeuge zur Aufklärung fremder Computer. Die heute verwendeten Suchroutinen schauten nicht nur in die Dateinamen, sondern in die Inhalte selbst. Man konnte graphisch suchen – etwa nach Hakenkreuzen, Reichsadlern oder Runen – oder nach bestimmten Begriffen. Hier die richtigen Suchworte zu finden war eine Kunst, wollte man nicht mehrere zehntausend Treffer auf einmal bekommen.

Einer Eingebung folgend, gab Wittmann den verknüpften Begriff »blonde Frauen« ein. Viele Treffer gab es nicht – und die meisten kamen aus dem Löschbereich, in den Computer all diejenigen Dateien verschoben, die der Nutzer »löschte«: Tatsächlich waren sie keineswegs gelöscht, sondern nur in den Teil der Festplatte verlagert, auf den normale Benutzer keinen Zugriff mehr hatten. Unwillkürlich mußte er grinsen. Für jemanden wie ihn war das Wiedersichtbarmachen gelöschter Dateien ein Klacks. Schließlich war der Verfassungsschutz sogar in der Lage, die kompletten Inhalte formatierter Festplatten wiederherzustellen.

Bei den Treffern zu »blonde Frauen« handelte es sich ausschließlich um E-Mail-Benachrichtigungen eines weiteren Internetforums, in dem Baumbach unterwegs gewesen war – diesmal allerdings kein politisches, sondern eines für Science Fiction und UFOlogie. Wittmann loggte sich mit Baumbachs Account ein.

In diesem Forum hatte der Mann sich »Sänger« genannt – irgendwie passend, fand der Agent.* Es gab tatsächlich einen Themenstrang unter der Überschrift »Aliens klauen die Schönsten«. Der Eingangsbeitrag zitierte aus dem Zeitungsbericht, auf den auch Wittmann aufmerksam geworden war, und verlinkte ihn. Der Link war allerdings inzwischen tot, da die Zeitung den Bericht aus ihrem Internetangebot längst wieder entfernt hatte.

Der Thread zeigte die üblichen hanebüchenen Verschwörungstheorien: Manche Diskutanten behaupteten steif und fest, Aliens trieben auf der Erde ihr Unwesen und entführten schöne Frauen. Ob die Verfasser dieser Beiträge wirklich glaubten, was sie schrieben, oder die anderen nur veräppeln wollten, wurde nicht immer klar.

Interessant war allerdings, daß »Sänger« eine Reihe von Beiträgen zu diesem Thema verfaßt und alle kurz darauf eigenhändig wieder gelöscht hatte. Aber nicht rasch genug, als daß nicht einige noch hätten von anderen zitiert werden können – und auf diese Zitate hatte er keinen Zugriff mehr gehabt. Ein Eintrag war besonders interessant: »Klaatu« zitierte einen Beitrag »Sängers«: »Nicht irgendwelche amerikanischen ›Aliens‹ suchen unsere Erde heim, sondern ganz konkrete und verfluchte AIn. Aber an unseren Frauen haben sie nicht das allergeringste Interesse – nur an unserer Welt!«

»Klaatu« machte sich natürlich lustig über den Beitrag und vor allem über die Beharrlichkeit, mit der »Sänger« den international gebräuchlichen Begriff für Fremde aus dem All durch sein Kunstwort zu ersetzen versuchte. Wittmann allerdings war alarmiert: Bei seiner kurzen Begegnung mit Baumbach hatte er den Eindruck gewonnen, daß »AIn« für ihn mehr als nur ein Schlagwort oder Kampfbegriff gewesen war, sondern vielmehr eine als echt empfundene Bedrohung.

Da es sich bei dem UFO-Forum um eine .de-Domain handelte, unterlag es den deutschen Gesetzesvorschriften und zeigte auf der Eingangsseite brav ein Impressum mit den entsprechenden Kontaktdaten. Wittmann rief den Betreiber des Forums an und konnte deutlich hören, wie der Mann schluckte, als er sich

---

* Eugen Sänger (1905 - 1964), deutscher Raketenpionier und Triebwerksentwickler

als Mitarbeiter des Verfassungsschutzes vorstellte. Ja, antwortete er bereitwillig, sein Forum verfüge selbstverständlich über ein automatisches Backup, und ebenso selbstverständlich sei er jederzeit zur bedingungslosen Zusammenarbeit mit dem Verfassungsschutz bereit. Schließlich betreibe er kein politisches Hetzforum, sondern nur eines für Freunde der gepflegten Science Fiction und…

Der Agent würgte ihn ab und faxte ihm eine offizielle Bitte um Mitarbeit auf dem Briefpapier des VS. Keine fünf Minuten später landete in seiner Mailbox der komplette Strang »Aliens klauen die Schönsten« – mit allen Beiträgen »Sängers«, auch den gelöschten.

Die Aussage des Mannes war erschreckend: Laut seinen Angaben war die Invasion der Erde durch die Aliens (die er beharrlich »AIn« nannte, was immer wieder für Heiterkeitsschübe im Forum sorgte) längst erfolgt, und nur noch eine geheime Elitetruppe stemmte sich gegen die Übernahme der Welt. Nicht die AIn, sondern diese nicht näher bezeichneten Kämpfer holten sich ab und zu »arische« Frauen, um ihre Fortpflanzung sicherzustellen. Die anderen im Forum hielten »Sänger« natürlich für einen ausgeflippten Spinner oder einen Groschenromanautor, der die Qualität einer Idee im Forum testete. Und jeder der SF-Fans hielt sie für blöde: Eine derart krude Story würde sich niemals verkaufen.

Wittmann allerdings wurde nachdenklich. Er hatte Baumbach schließlich kennengelernt. Der Mann war kein Spinner und schon gar kein Schriftsteller gewesen. Der Mann hatte ganz einfach Angst gehabt – neben dem Haß auf die Demokratie in seiner Heimat, die er so verächtlich »das System« genannt hatte.

Was auch immer – es könnte interessant sein, Baumbachs Haus einen zweiten Besuch abzustatten. Abteilungsleiterin Demirel mußte davon ja nichts wissen.

*

Das Haus war noch von der Kripo versiegelt. Wittmann kümmerte sich nicht darum. Er durchsuchte das Gebäude mit aller Gründlichkeit und fand schon bald, wonach er gesucht hatte. Hinter einem losen Stein in der Kellerwand, der auf den ersten Blick nicht als solcher zu erkennen war, lagen eine Reihe alter

Kladden, zusammengebunden mit Bindfaden. Es handelte sich um Baumbachs Tagebücher!

Wittmann steckte die Hefte ein und fuhr nach Hause. Der Tag war sowieso schon fast vorbei, und Demirel brauchte nicht unbedingt zu erfahren, daß er sich noch immer mit einem Fall befaßte, der im Amt als abgeschlossen galt.

Unterwegs hielt er bei einem chinesischen Schnellrestaurant und nahm sich eine Portion Ente Koon-Po für zu Hause mit.

Nachdem er die Ente verputzt hatte, holte er sich ein Bier aus dem Kühlschrank, schaltete den Anrufbeantworter ein und machte sich daran, Baumbachs Tagebücher zu lesen.

Die Aufzeichnungen begannen am 6. Oktober 1955. Und sie sollten Wittmanns Leben völlig auf den Kopf stellen.

*

Lager Friedland, 6. Oktober 1955

Was hat die Welt nur so verändert? Kriege hat es seit biblischen Zeiten gegeben, aber wenn der letzte Schwerthieb geführt, wenn die letzte Patrone verschossen war, dann schloß man Frieden und lebte weiter wie bisher. Haben wir die Franzosen nach dem glorreichen Sieg von 1871 gedemütigt und ausgeplündert? Nein! Haben wir die Engländer oder die Amerikaner jemals angegriffen? Nein! So konnte schon kein Deutscher verstehen, was uns diese Mächte im Diktat von Versailles antaten. Da war ich noch gar nicht geboren, aber den Hunger und die Not, die dieses Dokument der Schande über mein geliebtes Deutschland brachte, mußte ich selbst erleben.

Und nun dieser große Krieg. Mehr als zehn Jahre mußte ich als Zwangsarbeiter für die Bolschewisten knechten. Wir wurden gefoltert, wir wurden ausgehungert, wir wurden gedemütigt – und die »freie Welt« schaute tatenlos zu, ließ den blutigen Diktator gewähren. Wir waren ja nur Deutsche, zu Ungeheuern degradiert. Aber niemand ist ein Ungeheuer, der für sein Volk kämpft, für sein Vaterland. Wie viele Kameraden mußte ich sterben sehen, zu Tode gequält, verhungert, an leicht zu heilenden Krankheiten verreckt – oder einfach abgeknallt von den blutrünstigen bolschewistischen Barbaren!

Ich habe gehört, daß man in Nürnberg unsere Offiziere verurteilt hat, weil sie gegen das Kriegsrecht verstoßen haben sollen.

Aber wo waren eigentlich unsere Rechte in diesem Krieg und dem Jahrzehnt danach?

Mehr als zehn Jahre – und heute erst haben die Bolschewisten die letzten 9626 entlassen. Millionen von uns blieben zurück in den Schreckenslagern Stalins. Wenn dieser Verbrecher nicht endlich gestorben wäre, säßen wir wohl heute noch dort. Trotzdem bin ich Adenauer dankbar, daß er sich für uns eingesetzt hat. Ob er wohl weiß, daß man uns in den letzten Wochen regelrecht gemästet hat, damit wir nicht ganz so schreckliche Hungergespenster sind, wenn wir heimkehren ins Reich?

So ging es weiter mit Selbstmitleid und beinahe weinerlicher Verdrehung der historischen Tatsachen, fand Wittmann. Es fiel ihm zunehmend schwer, sich durch den Wust von mit der Hand beschriebenem Papier hindurchzuarbeiten.

Die behandelten Themen waren überwiegend privater Natur. Baumbach hatte noch kurz vor Kriegsende und wenige Tage vor seiner Gefangennahme durch die Russen geheiratet und seine Frau demnach mehr als zehn Jahre lang nicht gesehen. Erschwerend kam hinzu, daß sie ihm einen Sohn geboren hatte, dem er nun zum ersten Mal begegnete.

Aber seine Tagebucheintragungen zeigten, wie rasch sich ein Mensch auf veränderte Situationen einstellen konnte: Schon bald schien er glücklich und zufrieden mit seiner Frau und seinem Kind, obwohl ihm der Junge wohl ziemlich ablehnend gegenüberstand. Wittmann wunderte sich darüber, daß sich der Spätheimkehrer niemals die Frage zu stellen schien, was seine Frau in den zehn langen Jahren seiner Abwesenheit so alles gemacht hatte.

Er wollte die Tagebücher schon entnervt fortlegen, als er auf den ersten interessanten Eintrag stieß:

Berlin, 21. Dezember 1955

In der Zeitung steht heute, daß die Bundesregierung ein Abkommen mit Italien geschlossen hat, nach dem bis zu 100 000 Italiener jährlich ins Land dürfen, um hier zu arbeiten. Haben die nun vollends den Verstand verloren? Was sollen derart viele Ausländer bei uns? Und dann auch noch ausgerechnet Italiener! 1943 haben sie uns schmählich verraten, und zur Belohnung dafür dürfen sie

Meine Gedanken über die Italiener werde ich später notieren. Ich wurde von der Türklingel unterbrochen. Draußen stand ein

ehemaliger Kamerad, Leutnant Hilgers. Er kam im Auftrag der HIAG, von der ich heute zum ersten Mal gehört habe. Dieser Verband von Kameraden hat es sich zum Ziel gesetzt, das alte europäische Ideal unserer Truppe hochzuhalten und Männern wie mir wieder auf die Beine zu helfen. Leutnant Hilgers bot mir eine gutbezahlte Stelle als Buchhalter in einer größeren Firma an. Ich denke, ich werde zusagen.*

Die HIAG! Wittmann rief sich in Erinnerung, was er über den erst 1992 aufgelösten Verein wußte: Ein Verband von Unbelehrbaren, der sich bemühte, die Verurteilung von SS-Verbrechern zu verhindern und es tatsächlich sogar geschafft hatte, Renten- und Versorgungsleistungen für SS-Angehörige durchzusetzen.

Es folgten wieder private Berichte über das Weihnachtsfest und die spießig-bürgerliche Familienfeier der Baumbachs. Am 2. Januar nahm Ernst seine Arbeit als Buchhalter auf. Der nächste interessante Eintrag erfolgte gut zwei Wochen danach:

Berlin, 14. Januar 1955

Dieser Eintrag erfolgt erst kurz vor Mitternacht – doch ich will nichts von dem vergessen, was sich heute abend zugetragen hat. Ich ging gegen sechs hinüber in den »Anker«, um die Woche bei ein paar Bierchen ausklingen zu lassen. In der Gaststätte wartete schon ein Mann, der offenbar viel über mich wußte und nur wegen mir gekommen war, wie er sagte. Er stellte sich als Oberstleutnant Hahne vor und bat mich, ihn nach draußen in seinen Wagen zu begleiten.

Erst wollte ich nicht, denn es ist heute bitterkalt in Berlin, aber dann folgte ich ihm doch. Kamerad Hahne hatte eine große, schwere amerikanische Limousine – einen Cadillac, glaube ich.

Und nicht nur das: Noch nie habe ich in einem derart komfortablen Automobil gesessen. Es verfügte sogar über eine Standheizung. Man muß sich das einmal vorstellen: Es war bitterkalt, und es schneite sogar – doch wir saßen in einem mollig warmen Auto, das sich keinen Zentimeter bewegte und dessen Motor nicht einmal lief!

---

* Hilfsgemeinschaft auf Gegenseitigkeit der ehemaligen Angehörigen der Waffen-SS

Aber ich schweife ab, denn das Angebot, das mir der Oberstleutnant machte, war einfach zu unglaublich: Er verlangte von mir, ich solle mich dem Kampf der Thule-Truppen gegen die AIn anschließen. Ich hatte noch nie von einer Division Thule gehört und sagte ihm das, aber Hahne erklärte, die Thule-Truppen hätten viele Divisionen – auch Nordland, in der ich gedient habe. Ich könnte in meine alte Division zurück und einen Unteroffizierslehrgang besuchen.

Mehr wollte er mir nicht verraten, solange ich mich nicht zum Dienst verpflichtet habe.

Ich war wie vor den Kopf geschlagen: Meine alte Einheit kämpfte noch immer? Aber gegen wen? Und vor allem: wofür? Das Reich war verloren. Was Hahne mir dann erzählte, ließ mich an seinem Verstand zweifeln: Diesmal kämpfe unsere Truppe nicht für das Reich, sondern für die gesamte Menschheit, und zwar gegen die AIn.

Falls er gehofft hatte, ich wäre davon beeindruckt gewesen, hatte er sich getäuscht, denn ich kannte keine AIn. Aber als er mir erklärte, wer die AIn waren, wurde mir klar, daß ich es mit einem Verrückten zu tun hatte: AIn war eine Abkürzung. Eine Abkürzung für AUSSERIRDISCHE INTELLIGENZEN!

Sie seien mit ihren Flugscheiben auf die Erde gekommen und seit einigen Jahren dabei, die Menschen im geheimen und in großem Stil zu versklaven. Sollte jemals ein Mensch diese Zeilen lesen, wird er verstehen, daß ich mich heute abend fühlte wie in einem billigen amerikanischen Film!

Ich fragte Hahne, warum gerade wir diesen Kampf austragen sollten. Hatten nicht gerade wir einen mehr als nur hohen Blutzoll gezahlt? Waren es nicht gerade wir, die von einigen besonders eifrigen Neuzeitlern schon schief angesehen wurden, nur weil wir in der Waffen-SS gekämpft hatten? Warum gingen denn die Amerikaner nicht gegen die Außerirdischen vor, falls es sie überhaupt gab?

Hahne spielte die alte Rassenkarte, und ich fühlte mich plötzlich um 15 Jahre zurückversetzt: Nur wir Nordmänner wären immun gegen gewisse Methoden der AIn, von denen er aber nichts weiter verraten könne.

Deswegen könne man in diesem endgültigen Überlebenskampf der Menschheit nur Ariern trauen. Deswegen brauche Thule Männer wie mich.

Ich sagte ihm auf den Kopf zu, daß ich ihn für einen Spinner hielt – und daß ich selbst dann nicht mehr in einen Krieg ziehen würde, wenn seine hanebüchene Geschichte wahr wäre. Ich bin glücklich mit meiner Frau und meinem kleinen Sohn. Und nach zehn Jahren in der Hölle Sibiriens will ich jetzt endlich leben. Vom Krieg habe ich ein für allemal die Schnauze voll.

Hahne komplimentierte mich aus dem Wagen und fuhr in die dunkle Nacht hinaus. Ich hoffe, ich sehe ihn niemals wieder.

Wittmann hätte diesen Abschnitt mit Erheiterung gelesen, wäre da nicht mit einem anderen Stift und offenbar Jahre später eine Randbemerkung hinzugefügt worden:

Diese Hoffnung hat sich nicht erfüllt, und heute weiß ich, daß er recht hat. Es tut mir leid, wie hochmütig ich ihn damals abgekanzelt habe, denn er ist ein aufrechter Mann. Mein Leben wäre anders verlaufen – besser! –, hätte ich nur 1955 schon den Mut gefunden, ihm zu glauben.

Er las es, aber er konnte es nicht glauben – wollte es nicht glauben! Außerirdische? In einem geheimen Krieg mit deutschen Truppen? So etwas konnte doch nur dem kranken Gehirn eines Wahnsinnigen entsprungen sein! Aber Baumbach hatte nicht wie ein Wahnsinniger gewirkt. Wie ein Fanatiker, ja – doch nicht wie ein Irrer. Andererseits…

Magnus wollte am liebsten gleich die letzte Kladde öffnen, um zu sehen, wie die Geschichte ausging, aber er zwang sich dazu, weiter chronologisch vorzugehen.

Die folgenden Einträge waren wieder alle rein privater Natur, beschrieben das kleine Glück und die kleinen Probleme eines kleinen Buchhalters und seiner kleinen Familie. Am 7. und am 9. Juni 1956 allerdings beschrieb Baumbach schwere Unwetter über Berlin, und bei dem zweiten hatte er für einen kurzen Moment einen kreisförmigen Gegenstand am Himmel zwischen den Gewitterwolken erhascht. Eine Flugscheibe der AIn, der Außerirdischen Intelligenzen?

Zuerst hatte er das für möglich gehalten, aber dann hatte er sich schnell klargemacht, daß die »Flugscheibe« nur ein Gebilde seiner Phantasie und eine Folge der unheimlichen Begegnung vom Januar sei. Interessant war allerdings auch bei diesem Eintrag eine später hinzugefügte Randbemerkung: *Ist es nicht beängstigend, wie einfach das menschliche Gehirn in der Lage ist, sich selbst etwas vorzumachen und die Wahrheit ins Reich der*

Phantasie zu verdrängen, wenn es unterbewußt erkennt, wie schrecklich die Wahrheit ist?

Er überflog die folgenden Einträge in beinahe fiebriger Hast, aber sie boten nichts weiter als beschämende Einblicke ins kleinbürgerliche Milieu. Baumbach merkte nicht, wie sich seine Frau immer mehr von ihm entfernte und fiel deshalb aus allen Wolken, als sie im Sommer 1958 mit einem schwarzen Besatzungssoldaten, der seinen Dienst in Berlin beendet hatte, in die USA ging. Der Buchhalter war zutiefst verletzt und getroffen – weniger darüber, daß seine Frau ihn verlassen hatte, sondern vor allem deshalb, weil »sie es mit einem Nigger trieb«, wie er es formulierte.

Alles klar, Alter, dachte Wittmann voller Verachtung, *einmal Rassist, immer Rassist. Du erwartest hoffentlich nicht, daß ich Mitleid mit dir habe!*

Ihren Sohn hatte die Frau nicht mitgenommen, und so blieb Baumbach mit einem Halbwüchsigen zurück, den er kaum kannte und der in ihm immer den fremden Mann gesehen hatte, der plötzlich bei ihm und seiner Mutter eingezogen war. Die Tagebücher der nächsten 15 Jahre berichteten von einem fast schon klassischen Vater-Sohn-Konflikt. Der Junge wuchs zu einem kleinen dunkelhaarigen, leicht pummeligen jungen Mann heran, der äußerlich gar nichts mit seinem Vater gemein hatte. Mehr als einmal fragte sich Baumbach, ob sein Sohn nur nach seiner Mutter kam oder auch nach jemand anderem, den er nicht kannte. Das änderte aber nichts an seinen Gefühlen für den jungen Mann, obwohl der auch innerlich so ganz anders war als sein Vater.

1964 begann er sein Studium in Berlin – wie selbstverständlich auf Vaters Kosten. Zuerst schrieb er sich für Physik ein, stieg aber schon nach einem Semester auf Soziologie und Politikwissenschaften um. Immer häufiger kam es zu Konflikten mit seinem Vater, den Baumbach junior offen als Nazi beschimpfte. Der Senior hingegen war offenbar nicht in der Lage, die Einstellung seines Sohns zu begreifen: Er sah sich nach wie vor als unpolitischer Soldat, der nichts anderes getan hatte, als seine Pflicht zu erfüllen.

1971 kam es zum endgültigen Zerwürfnis zwischen Vater und Sohn, der schon lange ausgezogen war, aber immer noch fleißig Unterhalt kassierte. Als der Vater diese Zahlungen einstellte,

traf wenig später eine Unterhaltsforderung vom Sozialamt ein. Für Baumbach wäre es unvorstellbar gewesen, auf Kosten des Staates zu leben. Noch einmal suchte er seinen Sohn auf, der mittlerweile in einer Kommune lebte, und machte ihm das klar. Der junge Mann aber erklärte eiskalt, daß sich das Sozialamt alles auf Heller und Pfennig von seinem »Erzeuger«, wie er ihn nannte, zurückholen würde. Er lebte also gar nicht auf Kosten des Steuerzahlers, sondern holte sich seinen »legitimen Unterhalt« von ihm – nur über den Umweg Sozialamt.

Zwei Tage später bekam Baumbach erneut Besuch von Hahne.

Berlin, 6. April 1971

Es kam vorhin in den Nachrichten: In Düsseldorf wurde der Triebverbrecher Jürgen Bartsch zu gerade mal zehn Jahren »Jugendstrafe« verurteilt! Dieses abartige Schwein hat vier Jungen bestialisch ermordet und darf dafür zehn Jahre lang in einem pädagogisch geführten Wohlfühlknast mit Einzelzimmer und drei warmen Mahlzeiten am Tag sein Leben genießen! Was ist nur aus Deutschland geworden? Früher hätte man eine solche Bestie kurz und bündig an die Wand gestellt. Finde ich das gut? Ja! Bin ich deswegen ein Verbrecher? Ja, glaubt mein ehrenwerter Sohn! Ich will dir eines sagen, mein Junge – solltest du jemals in die Lage kommen, diese Zeilen zu lesen: Wenn jemand, der glaubt, daß Kindermörder ihr Recht auf Leben verwirkt haben, ein Verbrecher ist – ja, dann bin ich gern einer! Und? Ich – es klingelt.

Kurz vor Mitternacht

Ich hatte erneut Besuch von Oberstleutnant Hahne. Allerdings wurde er inzwischen zum Generalleutnant befördert. Ich hatte den Mann und seine Phantasien fast vergessen, aber er mich offenbar nicht.

Wie damals war er bestens informiert über meine Lebensumstände.

Was er mir dann zeigte, hat mich endgültig wachgerüttelt: Ich sah zahlreiche Dokumente und Unterlagen, darunter Fotos der AIn. Was für abscheuliche Gestalten!

Noch schlimmer aber sind die endlos langen Listen ihrer Sklaven.

Wie viele bekannte Namen sich darauf befinden!

Jetzt endlich bin ich bereit, für die Thule-Truppen zu kämpfen,

denn ich habe keine Familie mehr. Von meiner ach so liebevollen Frau habe ich nie wieder etwas gehört, und mein Sohn will mein Sohn nicht mehr sein, wirft mir ja sogar vor, ich hätte seine Mutter vertrieben. Dieser armselige Wicht! Ich habe mich inzwischen mehr als einmal gefragt, ob dieser Kerl überhaupt mein Sohn ist…

Ich bin zwar erst 46 Jahre alt, aber Generalleutnant Hahne will mich nicht mehr für die kämpfende Truppe. Und vermutlich hat er recht.

Trotzdem will er mich in die Dienste des Reiches Thule nehmen (ich weiß nun, wo es liegt, aber dieses Geheimnis werde ich wie so viele andere auch über meinen Tod hinaus bewahren). Er schlug mir vor, nordische Mädchen zu suchen, die als Gefährtinnen für die Männer der Thule-Truppen geeignet sind.

Bei den Verhältnissen im heutigen Europa ist es schwer, reinblütige Arierinnen zu finden – und Hahne machte mir noch einmal in aller Eindringlichkeit klar, daß nur reinerbige Arier davor gefeit sind, von den AIn versklavt zu werden (das hat irgend etwas mit einer allergischen Reaktion zu tun – ganz verstanden habe ich es nicht, aber darauf kommt es auch nicht an).

Ich kann den Kampf gegen die AIn unterstützen, indem ich durch Europa reise, nordische Frauen – oder solche, die ich dafür halte – anspreche und mir eine Gewebeprobe besorge.

Die soll ich mit einem Erbgut-Prüfpack auf ihre Gene untersuchen.

Dafür reichen angeblich schon ein paar Haare (mit Wurzeln) oder ein Abstrich von der Mund- oder einer sonstigen Schleimhaut. Die Thule-Truppen werden mir nicht nur ein Gehalt auf ein Konto in der Schweiz überweisen, das wesentlich höher ist als mein heutiges Einkommen, sie werden auch sämtliche meiner Reisekosten übernehmen. Geld spielt offenbar keine Rolle. Hahne will mich unbedingt haben.

Und ich habe zugesagt. Jeder Mensch darf Fehler machen – aber niemals denselben zweimal. Einmal habe ich für die Familie auf das verzichtet, was das größte Abenteuer meines Lebens hätte werden können. Heute habe ich keine Familie mehr. Ich werde morgen meine Kündigung einreichen und mich sobald wie möglich auf die Reise machen.

Und nun beschrieb Baumbach detailliert, wie er unter falschen Namen kreuz und quer durch Europa gefahren war und Kon-

takte zu blonden Frauen geknüpft hatte, was ihm nicht schwergefallen war. Wittmann erinnerte sich daran, daß der Mann noch mit 85 Jahren beeindruckend ausgesehen hatte. Mit 46 mußte er der reinste Frauenmagnet gewesen sein.

Aus seinen Eintragungen ging zweifelsfrei hervor, daß er an jeder seiner Bekannten einen heimlichen DNS*-Test vorgenommen hatte. Wenn sie laut diesen Tests das »richtige« Erbgut aufwiesen, meldete er sie über geheime Funkkanäle, und wenig später verschwanden sie. Manchen trauerte er nach, aber Baumbach tat stets seine Pflicht oder das, was er dafür hielt. Seine letzten Frauen hatte er im Jahr 2005 gemeldet, aber er wußte, daß auch andere Agenten unterwegs waren, denn der Krieg gegen die AIn war in den letzten Jahren immer härter geworden. Hier endeten die Aufzeichnungen.

*

Wittmann war wie erschlagen. 1971 hatte es noch keine DNS-Tests gegeben. Aber Baumbach hatte sie benutzt. Also besaß dieses geheimnisvolle Reich Thule – das vom Militär kontrolliert wurde! – einen wissenschaftlichen Vorsprung von mehreren Jahrzehnten (oder hatte ihn zumindest damals besessen).

Und die Thule-Truppen mußten auch heute noch über Einfluß in ungeahntem Ausmaß verfügen. Plötzlich paßte alles zusammen: Das Verschwinden blonder Frauen war keine Zeitungsente, sondern eine von im Untergrund handelnden Agenten gesteuerte Aktion. Und diese Agenten waren auch in der Lage, Medienberichte über ihre Tätigkeit zu unterbinden – danach sah es jedenfalls aus.

Wie aber paßten die Außerirdischen ins Bild? Wittmann hatte einen schlimmen Verdacht: Die ebenso geheime wie verfassungsfeindliche Organisation benutzte ein paar billige Taschenspielertricks, um intelligente und dennoch – oder gerade deswegen – naive Köpfe wie Baumbach für ihre dunklen Ziele einzuspannen.

---

* Desoxyribonukleinsäure (DNS) ist der Baustein des menschlichen Erbguts. Heute wird er auch oft amerikanisch als DNA (A für acid statt Säure) bezeichnet.

Gleich morgen früh mußte er noch einmal in das Haus im Grunewald. Seine Suche war bei weitem nicht gründlich genug gewesen.

And I’m changing my tune
And I’m breaking away
Breaking away

(Status Quo – Rossi/Parfitt/Bown)

7. Geheimkampf

Die B-2 kam endlich zur Ruhe. Mike McBain begriff endlich, daß er weder im Jenseits noch an einem verzauberten Ort war, sondern auf einer technischen Einrichtung, wie er sie nie für möglich gehalten hätte. Das »Wasser« unter seiner Maschine war gar keines! Es handelte sich vielmehr um eine gigantische Projektion.

Es schien fast, als sei er auf einem riesigen Monitor mitten im Meer gelandet – und dieser Monitor zeigte nichts anders als das Bild des Meeres. Was auch immer das war, auf dem er sich hier befand, die Tarnung dieses Gebildes war perfekt.

Mike sah, wie das Riesenflugzeug, das ihn hergeleitet hatte, etwa eine halbe Meile vor ihm eine Kehre um 180 Grad fuhr und dann im »Meer« zu versinken schien. Vermutlich gab es dort vorn eine Rampe oder einen Aufzug oder was auch immer.

Er blickte aus dem zerstörten Cockpit. Die »über das Wasser laufenden« Männer in ihren schwarzen Overalls waren fast heran. Ihnen folgten rotlackierte Löschfahrzeuge und andere schwere Maschinen, die in einem dunklen Blau gehalten waren.

Der Pilot schnallte sich ab und lud die Pistole durch, die er bei Einsatzflügen stets dabeihaben mußte. Er wollte aus der Maschine steigen, um dieses Spitzenprodukt amerikanischer High-Tech notfalls bis zum letzten Blutstropfen zu verteidigen. Die hochgeheimen Einrichtungen seiner B-2 durften um keinen Preis in fremde Hände fallen!

Aber die Cockpittür hatte sich verklemmt und ließ sich nicht mehr öffnen. Die harte Landung hatte offenbar den Rahmen der Maschine verzogen.

Ein blonder Schopf über einem freundlich dreinblickenden Gesicht schob sich durch das Loch, das die Chinesen ins Dach des Cockpits geschossen hatten, und griff nach dem verblüfften Piloten, zog ihn aus dem Wrack.

Ein zweiter Mann in gleichem schmucklos-schwarzem Overall steckte den Kopf ins Cockpit und warf einen kurzen Blick auf das, was von Jeremy Fisher übriggeblieben war. Er sagte nur ein Wort, das Mike sofort verstand, obwohl es nicht in seiner Muttersprache gesprochen war: »Tot.«

Er hatte genug Kriegsfilme mit bösen Deutschen gesehen, um dieses Wort zu kennen.

Und er kam sich selbst vor wie in einem solchen Film. Aber keiner der Schwarzgekleideten schaute böse drein, die meisten lächelten ihn sogar an.

Und an seinem hochmodernen Flugzeug hatten sie auch keinerlei Interesse. Während die Löschfahrzeuge die Arbeiten absicherten, schob ein schwerer Bulldozer die beschädigte B-2 vor sich her und machte sie dabei vollends zum Wrack. Kreischend glitt sie über die Fläche, die aussah wie das Meer und doch aus Metall zu bestehen schien. Plötzlich kippte sie weg und verschwand.

Wenn Mike die Augen zusammenkniff, konnte er eine flimmernde Linie vor dem Horizont erkennen. Das Gebilde, auf dem er sich befand, war offenbar deutlich höher als das umgebende Meer (er war in mehr als 300 Fuß Höhe gelandet, erinnerte er sich) – und nicht völlig perfekt getarnt.

Die Sonne stieg über den Horizont, und die Lösch- und sonstigen Fahrzeuge brummten eilig davon, steuerten bestimmte Stellen auf der »Wasseroberfläche« an, an denen sie dann versanken – offenbar Aufzugplattformen.

»Kommen!« Der freundliche Deutsche, der ihm aus dem Cockpit geholfen hatte, winkte ihm zu. Die anderen Schwarzgekleideten hasteten schon davon.

Da er kaum eine andere Wahl hatte, wollte McBain ihnen folgen – und hätte sich beinahe der Länge nach auf die Nase gelegt. Gerade konnte er sich noch abfangen. Mit den Füßen prüfte er den Untergrund, der aussah wie die Meeresoberfläche. Der

war nicht glatt, sondern bestand aus zahllosen Graten von jeweils etwa zwei Zoll* Kantenlänge.

Die Schwarzgekleideten liefen direkt in die aufgehende Sonne – und blieben plötzlich stehen. Vor ihnen flimmerte die Luft, und dann war da plötzlich die Öffnung einer Tür. Die Männer gingen hinein, und der Freundliche winkte Mike noch einmal. »Kommen!«

Er trat durch eine Tür, die sich als Panzerschott erwies – und zwar als Schott von einer Stärke, wie er es noch nie zuvor gesehen hatte, nicht einmal beim Norad-Bunker** in den Cheyenne Mountains. Kaum hatte sich das Schott hinter ihm geschlossen, befand er sich in einer völlig anderen Welt. Die Umgebung erinnerte ihn entfernt an das Innere des Flugzeugträgers »Nimitz«, den er einmal besucht hatte – aber hier war alles viel weitläufiger und größer.

Der Freundliche sprach in ein Mikrofon an der Wand. Mike konnte weder seine Worte noch die Antwort aus der Apparatur verstehen, aber der Mann drehte sich um und deutete unmißverständlich auf die Dienstpistole, die der Pilot immer noch in der Hand hielt. Ihm war klar, daß er mit dem kleinen Schießprügel kaum etwas ausrichten konnte, auch wenn alle anderen Männer, die er bisher gesehen hatte, unbewaffnet waren. Resigniert reichte er dem Deutschen die Waffe.

Der nahm mit geübten Griffen das Magazin aus dem Kolben und drückte die Patronen aus der Führung, ließ sie in einer Tasche seines Overalls verschwinden. Dann schob er das nun leere Magazin wieder hinein, sicherte den Schlagbolzen der Waffe mit dem Daumen und schob den Schlitten noch einmal nach hinten, so daß auch die Patrone aus dem Lauf entfernt wurde. Schließlich entspannte er die Pistole wieder und gab sie Mike mit einem fast entschuldigend wirkenden Lächeln zurück.

»Kommen!«

Verblüfft steckte der Amerikaner die Waffe wieder ins Holster und folgte dem Mann. Noch verblüffter registrierte er, daß es keinerlei Eskorte gab und daß er jederzeit hätte verschwinden

---

* fünf Zentimeter

** Norad: North American Aerospace Defense Command – Kommandozentrale der nordamerikanischen Luftverteidigung

können. Der Mann stieg mit ihm in einen Aufzug und fuhr abwärts. Als die Kabine anhielt, lag vor ihr eine unterirdische Straße von der Breite einer Avenue. Der Deutsche stieg in ein kleines offenes Fahrzeug, das vor dem Aufzug abgestellt war, und winkte Mike wieder zu.

»Kommen, Ami! Ohll gutt!«

Alles gut? Davon war McBain ganz und gar nicht überzeugt.

Leise surrend setzte sich das Fahrzeug, bei dem es sich wohl um eine Art Elektrokarren handelte, in Bewegung. Die Fahrt führte über mehr als eine Meile. Boden, Wände und Decke der »Avenue« waren aus Metall. Unter der Decke hingen zahlreiche Rohrleitungen, und in regelmäßigen Abständen befanden sich massive Schotts. Sie waren alle geöffnet, doch sobald sie verschlossen wurden, war das Schiff oder die schwimmende Station oder was auch immer sich hier mitten im Ostchinesischen Meer befand, in wasserdichte Abschnitte unterteilt. Auch das erinnerte ihn wieder an die »Nimitz«.

Es fiel auf, daß zwar noch einige andere Elektrokarren hin- und hersurrten, daß aber für eine Station dieser Größe kaum Besatzungsmitglieder zu sehen waren. Auf der »Nimitz« hatte man sich keine zwei Schritte bewegen können, ohne nicht irgendwem zu begegnen. Hier aber hätte sich Mike tagelang aufzuhalten vermocht, ohne eine andere Menschenseele zu sehen. Kurz überlegte er, ob er nicht einfach von dem Karren hechten, in einen der zahlreichen Seitengänge springen und sich verstecken sollte. Doch er verwarf den Gedanken sofort wieder. Was hätte ihm das bringen sollen? Wer immer diese Deutschen auch waren, sie wollten ihm nicht ans Leben. Ganz im Gegenteil – ohne ihr Eingreifen wäre er jetzt vermutlich ebenso tot wie Fisher.

Das Ende der »Avenue« wurde von einer massiven Wand aus graulackiertem Stahl gebildet. Nach rechts und links zweigten Gänge ab, auch gab es mehrere Aufzugtüren. In der Stirnwand befand sich eine weitere massive doppelflügelige Panzertür, deren Mächtigkeit dem Tresoreingang von Fort Knox zur Ehre gereicht hätte. Auch dieses Tor stand wie alle anderen, die Mike bisher passiert hatte, offen. Im Gegensatz zu den anderen aber war es bewacht. Rechts und links stand je ein uniformierter Soldat mit präsentiertem Sturmgewehr und unbewegter Miene.

Die Uniformen waren tiefschwarz. Die Füße steckten in kniehohen Stiefeln, aus denen altertümliche Reiterhosen herausrag-

ten, die oberhalb der Knie deutlich ausgestellt waren. Darüber trugen die beiden Soldaten eine ebenfalls schwarze, einreihige Jacke mit mehreren Abzeichen, die McBain nicht kannte. Unter den Jacken lugten dunkelgraue Hemden hervor, deren Knopfleisten von akkurat gebundenen schwarzen Schlipsen verdeckt waren. Über den Jacken trugen die Männer breite, schwarze Ledergürtel mit silbernen Koppelschlössern. Jeweils an der linken Seite war ein etwa daumenbreiter Lederriemen mit einem Karabinerhaken am Gürtel befestigt, der diagonal über Brust und rechte Schulter verlief und vermutlich wieder über den Rücken zurück zum Gürtel – aber das konnte Mike nicht sehen. Auf den Köpfen saßen mattschwarzlackierte Wehrmachtshelme mit ihrer charakteristischen Form, deren Kinnriemen fest angelegt waren.

Die Uniformen erinnerten Mike an diejenigen, die er in so manchem Kinofilm gesehen hatte. Sehr schwarz und sehr deutsch. Aber die typischen SS-Runen und Hakenkreuzarmbinden suchte er vergebens. Statt dessen prangten an den Helmseiten und den rechten Kragenspiegeln der beiden Wachen Adlerfiguren, wie der Amerikaner sie noch nie gesehen hatte. (Später sollte er erfahren, daß es sich bei diesen Darstellungen um den sogenannten Gotenadler handelte.)

Besonders beeindruckt war McBain von den Waffen, die die beiden Männer vor sich hielten. Es handelte sich eindeutig um Sturmgewehre, aber um Modelle, wie er sie noch nie gesehen hatte. Wenn er sich nicht schwer täuschte – und bei Waffen täuschte er sich fast nie – handelte es sich um die leichtesten und leistungsfähigsten Gewehre dieser Art, die er jemals zu Gesicht bekommen hatte.

Herr Kommen, sein Begleiter, stieg von dem Elektrokarren und salutierte zackig vor den beiden Wachsoldaten. Dabei hielt er die Fingerspitzen unmittelbar vor seine rechte Schläfe – den Hitlergruß, den Mike erwartet hatte, bekam er nicht zu sehen.

Leben kam in einen der beiden Soldaten. Er schaute Mike direkt in die Augen und bedeutete ihm mit eine Kopfbewegung, ihm zu folgen. Dann schulterte er sein Gewehr und durchquerte das doppelflügelige Schott. Der Amerikaner, der fast schon erwartet hatte, einen deutschen Soldaten im Stechschritt erleben zu können, wurde erneut enttäuscht. Achselzuckend folgte er dem Mann.

Jenseits des Durchgangs erwartete ihn eine andere Welt. Er fand sich im gedämpften Licht einer großen Kommandozentrale wieder, in der zahlreiche Arbeitspulte voller Computer, Monitore und Eingabefelder aufgestellt waren. Er sah eine große elektronische Lagekarte auf einem erhöhten Podest in der Mitte, vermutlich dem eigentlichen Kommandostand. Besonders beeindruckend war der an allen Wänden befindliche Rundumbildschirm, der die Umgebung zeigte – das stille Ostchinesische Meer, über dem gerade die Sonne aufgegangen war.

Alle Männer, die in der Kommandozentrale arbeiteten, trugen ähnliche Uniformen wie der Wachsoldat, dem er folgte. Doch statt Stahlhelmen saßen Schirmmützen auf ihren Häuptern. Die Atmosphäre im Raum wirkte entspannt und locker.

Endlich bekam McBain etwas geboten, das seiner im Kino geformten Erwartungshaltung entsprach: Der Wachsoldat vor ihm stieg die drei Stufen in den Kommandostand empor, in dem sich mehrere höhere Offiziere aufhielten, wie der Amerikaner aus den zahlreichen Litzen an ihren Uniformen folgerte. Vor einem von ihnen blieb der Soldat stehen, salutierte zackig, schlug knallend die Hacken der Stiefel zusammen und bellte mit lauter Stimme eine Meldung, von der Mike kein Wort verstand.

Der Offizier salutierte ebenfalls, wenn auch nicht so formell, und sagte etwas Unverständliches. Der Soldat drehte sich auf den Absätzen um und verließ die Zentrale.

In bestem, beinahe akzentfreiem amerikanischen Englisch sprach der Offizier zu dem Bomberpiloten, der unten an den Stufen gewartet hatte: »Bitte kommen Sie herauf, First Lieutenant McBain.«

Zögernd stieg Mike die Stufen hinauf, völlig überrascht. »Ich bin nur verpflichtet, Ihnen Namen, Dienstrang und Dienstnummer zu nennen… falls Sie die nicht auch schon kennen!«

»Selbstverständlich kennen wir die, und Sie sind zu überhaupt nichts verpflichtet, First Lieutenant, denn Sie sind nicht unser Gefangener. Wie Ihnen nicht entgangen sein dürfte, haben wir Sie so gerade eben noch vor einem Abschuß durch die Chinesen bewahrt. Daß uns das bei Ihrem Kopiloten Fisher nicht ebenfalls gelungen ist, tut mir nicht besonders leid, denn nach allem, was wir wissen, war er ein willfähriger Sklave der AIn. Ich freue mich, daß Sie wohlauf und unversehrt sind… aber ich vergesse meine Manieren!«

Der Offizier deutete auf einen der schweren Ledersessel, die hier standen, und ließ sich selbst in einem nieder.

Als auch Mike sich zögernd hinsetzte, fuhr er fort: »Gestatten Sie, daß ich mich vorstelle. Ich bin General zur See Hellmuth von Schirlitz, Kommandant der ›TS Hindenburg‹. Wie gefällt Ihnen mein Schiff?«

»Schiff? Ich habe bisher nur Wasser und eine riesige Station gesehen. Wir sind mindestens eine Meile gefahren. Kein Schiff ist so groß!«

»Die ›Hindenburg‹ schon.« Ein stolzes Lächeln umspielte von Schirlitz' Lippen. »Sie befinden sich auf dem größten und modernsten Flugzeugträger der Welt, Mister McBain. Mein Schiff hat die stolze Länge von 4012 Meter bei einer Breite von 833 Meter auf Wasserlinie, wobei das Flugdeck selbst allerdings nur 807 Meter breit ist. An Bord befindet sich die gesamte dritte Luftflotte des Reiches Thule, insgesamt rund tausend Maschinen. Wir verfügen natürlich auch noch über andere Waffen, wobei unsere 156 Schienenkanonen SK 60 besonders interessant für Sie sein dürften. Selbstverständlich haben wir auch noch die bewährten funkmeßgesteuerten Gustloff-Schnellfeuerkanonen für die Nahbereichsabwehr sowie die äußerst effektiven Flugabwehrraketen vom Typ ›Wasserfall VII‹. Wie sie bestimmt vermuten, ist unser Schiff mit Funkmeßverfahren – Sie nennen es Radar – nicht zu entdecken, aber besonders stolz sind wir auf unsere aktive optische Tarnung.«

»Das Wasser, in dem ich gelandet und über das ich gegangen bin?«

»Sozusagen. Alle Überwasserbereiche sind mit einer FKB-Folie überzogen, und ringsum sind kleine Kameras in die Bordwand integriert. Die Aufnahmen dieser Kameras werden jeweils auf der gegenüberliegenden Schiffsseite gezeigt, so daß man den Eindruck hat, durch das Schiff hindurchzusehen. Auf das ebenfalls FKB-überzogene Flugdeck wird ein der jeweiligen Wetterlage angepaßtes Bild der Meeresoberfläche projiziert. Die für das System notwendige gigantische Rechenleistung besorgt ein brandneuer Hochleistungsrechner vom Typ Zuse XII C. Wir sind verdammt stolz auf die Anlage.«

McBain mußte heftig schlucken, bevor er wieder in der Lage war, wenigstens ein Wort über die Lippen zu pressen. »FKB-Folie?«

»FKB steht für ›Flüssigkristallbild‹. Unser Schiff ist sozusagen ein einziger großer Bildschirm. Mit der richtigen Projektion ist es vom Hintergrund nicht mehr zu unterscheiden. Selbst wenn wir vor der Küste kreuzen, nehmen die dem Land zugewandten Kameras das Bild auf und übertragen es auf die FKB-Folie der Meerseite. Jemand in einem Boot auf dem Wasser würde überhaupt nicht bemerken, wie wir zwischen ihm und der Küste vorbeifahren.«

Mike schüttelte ungläubig den Kopf: »Sie reden von fahren. Aber wenn mich nicht alles täuscht, liegen wir völlig still in der See!« Er deutete auf den umlaufenden Schirm an der Wand, auf dem keinerlei Bewegung zu erkennen war.

Von Schirlitz lächelte. »Seit immer mehr Aufklärungssatelliten im Weltall kreisen, müssen wir bei Tag sehr vorsichtig sein. Nicht nur wegen der Satelliten, sondern auch wegen der AIn. Unser Schiff ist zwar weder optisch erkennbar noch sonstwie anzumessen – aber sie können sich vorstellen, daß ein Gigant wie die ›Hindenburg‹ mächtig viel Kielwasser erzeugt. Und *das* ist aus dem All durchaus zu erkennen. Also…!«

Der Amerikaner schwieg. Er war wie betäubt. Sein Verstand sagte ihm, daß all das, was in den letzten Stunden auf ihn eingestürmt war, niemals möglich sein konnte. Die Bilder, die ihm seine Augen lieferten, behaupteten das Gegenteil. Er beschloß, in die Offensive zu gehen: »Sie haben erklärt, mich ganz gezielt vor den Chinesen gerettet zu haben. Wieso? Ich kenne Sie nicht, Deutscher. Und von Ihrem ›Reich Thule‹ habe ich noch nie gehört. Wollen Sie mir gleich auch noch erzählen, daß Ihr ›Führer‹ den Krieg überlebt hat und im geheimen weiterregiert?«

Der Schwarzuniformierte seufzte. »Der Mann ist seit 65 Jahren tot. Wie lange wollt ihr Amerikaner uns diesen österreichischen Gefreiten eigentlich noch unter die Nase reiben? Das Reich Thule hat mit dem nicht das geringste zu tun – und mit dem heutigen Deutschland auch nicht. Die Thule-Truppen kämpfen seit dem Ende des Zweiten Weltkriegs nur noch gegen einen Gegner: die AIn. Man könnte auch sagen, daß wir die letzte Verteidigungslinie der Menschheit bilden… der *gesamten* Menschheit, damit wir uns recht verstehen! Und für diesen Kampf brauchen wir Männer wie Sie, McBain. Wir wollten eigentlich in wenigen Tagen mit Ihnen in Kontakt treten. Wir haben einfach nicht damit gerechnet, daß der Krieg so früh

ausbricht. Das Oberkommando hat die AIn unterschätzt. Leider nicht zum erstenmal.

Um es kurz zu machen, Herr Oberleutnant, ich biete Ihnen eine einmalige Chance an: Sie treten als Hauptmann in unsere Dienste. Wir brauchen Männer wie Sie – und gute Piloten ganz besonders. Ich habe jetzt leider nicht mehr Zeit für Sie, denn Sie können sich vorstellen, daß es zu Kriegszeiten an Bord eines Schiffes wie der ›Hindenburg‹ noch mehr zu tun gibt als gewöhnlich. Sie werden zuerst Deutsch lernen müssen. Dafür haben wie spezielle Lehrkräfte. Ihre Intensivschulung kann beginnen, sobald Sie sich ausgeschlafen haben. Die Umschulung auf unsere Flugzeuge dürfte danach ein Klacks für Sie sein. Nun, was sagen Sie?«

»Warum?«

»Wie ich schon sagte, stehen wir – steht die gesamte Menschheit! – in einem geheimen Krieg gegen die AIn. Bei Ihnen in Amerika würde man sie wohl als Aliens bezeichnen!«

»Aliens? Sie wollen mir wirklich weismachen…?« McBain riß sich zusammen. »Darüber können wir später noch reden, aber das war nicht meine Frage. Warum wollen Sie ausgerechnet mich?«

Der Kommandant des Gigantschiffes seufzte. »Der Kampf gegen die AIn hat viele Opfer gefordert – zu viele. Wir brauchen jeden Nordmann, den wir bekommen können! Sie wurden ausgewählt, McBain, weil Sie die richtigen Gene haben!«

*

Noch einmal durchsuchte Magnus Wittmann das Haus des verstorbenen Ernst Baumbach.

Er ging mit einer Akribie vor, der nichts entgangen wäre, das mehr Volumen gehabt hätte als ein Reiskorn.

Aber er fand nichts – keinen einzigen Hinweis auf Baumbachs Kontakte zur Thule-Truppe.

Und auch die angeblichen DNS-Testsets waren nicht aufzuspüren. Wenn Baumbach etwas dergleichen besessen hatte, dann war er klug genug gewesen, es nicht in seinem Haus aufzubewahren.

Aber es gab auch noch eine andere, näherliegende Möglichkeit: War der Mann vielleicht doch nur ein Spinner gewesen, die

»Außerirdischen Intelligenzen« Fluchtpunkt einer Phantasie, die die Realität nicht mehr ertragen konnte?

Wittmann hielt das für wesentlich wahrscheinlicher, aber er hatte schon so viel Zeit und Energie in diesen Fall gesteckt, daß er ihn unbedingt zum Abschluß bringen wollte. Eine Möglichkeit blieb ihm noch, und die wollte er nutzen: Die Erstellung eines Bewegungsprofils.

Er kehrte in sein Büro zurück.

*

Der Umgang mit Daten war in einem Bundesgesetz genau geregelt, aber es galt auch nach wie vor die alte Weisheit: »Wo kein Kläger, da kein Richter.« Und um Klage gegen einen Sachverhalt zu führen, mußte man zuerst einmal etwas von seiner Existenz wissen.

Das elektronische Archiv des Bundesamtes für Verfassungsschutz aber war eines der bestgehüteten Geheimnisse der Republik.

Es enthielt sämtliche Daten, die irgendwann einmal gesammelt worden waren, und täglich wurden es mehr. Es war ein gewaltiger Glücksfall, daß die Entwicklung elektronischer Speichermedien derart rasend schnell voranging, daß es stets genug Platz für die Speicherung der neusten Daten gab.

Es gab auch genug Geld. Speicherung, sichere Aufbewahrung und Verwaltung der Daten kostete Milliarden. Aber die waren in zahlreichen Haushalten anderer Behörden versteckt. Was der Verfassungsschutz wollte, bekam er auch. Denn es wäre nicht besonders klug gewesen für einen Politiker, die entsprechenden Mittel zu verweigern oder sonstwie Ärger zu machen. Schließlich verfügte man unter anderem über sämtliche Daten sämtlicher 82 Millionen Einwohner der Bundesrepublik. Und zu diesen Einwohnern gehörten auch die Politiker.

Das Material, auf das Männer wie Wittmann Zugriff hatten, war umfassend.

So waren beispielsweise Telefongesellschaften verpflichtet, alle Verbindungsdaten ihrer Kunden für ein halbes Jahr zu speichern – mehr als genug Zeit für den Verfassungsschutz, die Daten zu kopieren und dauerhaft zu verwahren.

Wenn Wittmann wissen wollte, ob er am 2. Juli 1991 um 8.18

Uhr telefoniert hatte und mit wem, brauchte er bloß das Archiv abzufragen.

Die Finanzämter vernichteten ihre Unterlagen nach zehn Jahren. Magnus aber hätte die Steuererklärung 1989 seines Freundes Manfred jederzeit nachprüfen können – und zwar besser als jeder Finanzbeamte. Denn unter anderem verfügte das System auch über sämtliche Kontostände und -bewegungen seit Gründung der Bundesrepublik. Es war eine Heidenarbeit gewesen, die Bestände des alten Papierarchivs zu digitalisieren – aber sie hatte sich gelohnt.

Mit einigen wenigen Befehlen forderte der Agent ein komplettes Bewegungsprofil von Ernst Baumbach an. Ab dem 6. Oktober 1955, seiner Heimkehr aus sowjetischer Kriegsgefangenschaft, war es praktisch komplett.

Es war keineswegs so, daß dieses Profil einfach abrufbar zur Verfügung gestanden hätte. Vielmehr sichtete der Höchstleistungscomputer, der die Daten verwaltete, sämtliche Einträge in den Archiven, suchte die passenden heraus und verband sie zu dem online erstellten Profil.

Wittmann schränkte den Suchbereich ein, um sich auf die letzten zehn Jahre zu konzentrieren, als das Telefon klingelte.

Manfred war am Apparat: »Ich habe gerade die neusten Agenturmeldungen gesehen. Die Chinesen haben sämtliche Atomraketen abgeschossen, die sie hatten – und sie sind alle verschwunden. Deswegen verzichten auch die Amis darauf, weitere Raketen zu starten, weil die ebenfalls nicht ins Ziel kommen. Und ihre Langstreckenbomber werden jetzt nur noch mit konventionellen Bomben losgeschickt!«

Das wußte Magnus zwar schon, aber er wußte auch, wie gern Manfred mit »Neuigkeiten« prahlte. Also sagte er nichts, und sein Freund fuhr fort: »Als die Russen beinahe unverhohlen damit gedroht haben, ihre eigenen Langstreckenbomber loszuschicken, hat sich die Präsidentin ›dem internationalen Wunsch gebeugt‹, wie sie es formulierte, und auf den Einsatz weiterer Neutronenwaffen verzichtet. Der Krieg wird jetzt nur noch konventionell geführt. Für uns ist das eine gute Nachricht – für die Chinesen leider nicht.«

»Weißt du etwas über die Opferzahlen?«

»Genaueres ist noch nicht bekannt, aber es zeichnet sich immer deutlicher ab, daß die Zahl der Ziviltoten nur auf dem chi-

nesischen Festland 100 Millionen schon weit übersteigt. Die USA setzen fast nur noch MOABs* ein – die bomben das Land in die Steinzeit zurück!«

Ein Piepsen in der Leitung signalisierte Wittmann, daß noch jemand ihn anzurufen versuchte, und zwar jemand innerhalb der Behörde. »Entschuldige, Manfred, aber ich bekomme gerade einen dienstlichen Anruf. Kann ich dich heute abend erreichen?«

»Ja, aber…«

Er unterbrach die Verbindung und ging in die andere Leitung. Mulisch war am Apparat und zitierte ihn in sein Büro.

*

Der Bereichsleiter wirkte ein wenig angespannt. Als Wittmann sein Büro betrat, kam er gleich zur Sache: »Sie arbeiten noch immer am Fall Baumbach?«

»Woher wissen Sie…?«

»Tut nichts zur Sache. Sie werden die Arbeit auf der Stelle beenden. Der Falls ist abgeschlossen!«

»Das sehe ich anders. Die Sache…«

Mulisch unterbrach ihn rüde. Das war sonst nicht seine Art. Wittmann hatte den Eindruck, als stünde der Mann unter enormem Druck. »Die Sache ich abgeschlossen. Sie wissen, daß ich Sie schätze und Ihnen sonst stets freie Hand lasse, aber in diesem Fall ist das anders. Ich habe Anweisung von ganz oben bekommen. Die Akte Baumbach wird geschlossen.«

---

* MOAB (»Mother of all bombs«), eine Luftmine von 10,5 Tonnen Gewicht. Die Bombe erzeugt eine Wolke aus Ammoniumnitrat und Aluminiumpulver, die bei der Zündung mit einer gigantischen Druckwelle explodiert. Die Explosion kann Panzer umstürzen und tötet Menschen im Umkreis von mehreren hundert Metern.

I won't be giving it up
Telling you now it's my day
Oh I'm gonna do it my way

(Status Quo – Rossi/Young)

8. Überzeugungskampf

Jetzt war Wittmann natürlich erst recht angestachelt. Als er in sein Büro zurückkam, hatte der Rechner das gewünschte Bewegungsprofil erstellt. Ein Knopfdruck genügte, um es ausdrucken zu lassen. Dann löschte er das Profil und beendete seinen Zugriff auf das Programm.

Sollte Mulisch nachschauen, woran er arbeitete, würde er keinen Hinweis auf den Fall Baumbach mehr finden.

Magnus hatte noch gut eine Stunde bis Dienstschluß. Er legte die Füße auf seinen Schreibtisch und nahm sich den Stapel mit den Ausdrucken zur Hand. Rasch fiel eines auf: In den letzten zehn Jahren war Baumbach regelmäßig ins Allgäu gereist, immer ins selbe Hotel.

Und weil er die Suchroutine entsprechend verfaßt hatte, zeigte ihm der Ausdruck auch gleich, daß es zwar einige Gäste in dem Hotel gab, die mehrmals gleichzeitig mit Baumbach dagewesen waren – aber nur einen Mann, der sich immer ins Meldeformular eingetragen hatte, wenn auch Baumbach in dem Hotel weilte.

Dieser Mann hieß Heinrich Geyer – und war offenbar ein Phantom. Es fanden sich keine Unterlagen über ihn. Es gab zwar noch andere Bundesbürger mit diesem Namen, aber von denen war definitiv noch nie einer im Hotel Lärchenhof in Aue-Hinterberg gewesen. Der Heinrich Geyer, der sich stets zusammen mit Baumbach in jenem Hotel aufgehalten hatte, hatte

seine Rechnung stets bar beglichen, so daß auch auf diesem Wege kein Weiterkommen war.

Das Telefon in seinem Zimmer hatte er niemals benutzt, also gab es auch keine Verbindungsdaten.

Wittmann hätte natürlich versuchen können, Handydaten abzugleichen. Aber dazu hätte er noch einmal ins System gemußt, was Mulisch bestimmt aufgefallen wäre. Und er glaubte nicht wirklich, daß er auf diesem Wege an Geyer herangekommen wäre. Wer immer sich unter diesem Namen verbarg, wußte, wie man Spuren verschleierte. Er wäre bestimmt nicht so blöde gewesen, ein auf seinen echten Namen angemeldetes Handy zu benutzen.

Der Agent legte die Akten weg. Es gab nur noch eine Möglichkeit, um mehr zu erfahren. Er mußte nach Bayern.

*

Als er seine kleine Wohnung betrat, war ein Einwurf-Einschreiben unter dem Türblatt durchgeschoben worden. Er wußte sofort, wer ihm diesen Brief geschickt hatte. Im Kindergarten hatte er sich noch über Ostfriesenwitze wie diesen köstlich amüsiert: »Woran erkennt man ein ostfriesisches Dorf? – Am Klopapier auf der Wäscheleine!« Heute war dieser dumme Witz fast schon Realität: Die Briefumschläge aus schmutziggrauem Papier und das grobe, ebenso schmutziggraue Material der Briefbögen wurde fast nur von Bundesbehörden verwendet. Es sah wirklich so aus, als wäre es aus gewaschenem und getrocknetem Toilettenpapier. Wäre es tatsächlich so gewesen, es hätte Magnus nicht gewundert. Aber er fragte lieber gar nicht erst nach. Es machte einen nicht immer glücklich, alles zu wissen.

Der Bundesadler im Portostempel deutete jedenfalls darauf hin, daß es sich um ein Schreiben des Verteidigungsministeriums handelte. Hatten die sich verrechnet und wollten seine Pensionsansprüche erhöhen?

Er riß das Kuvert auf – und glaubte zuerst an einen Fehler.

Denn in dem Umschlag war ein Einberufungsbefehl für Wittmann, Magnus, Oblt. der Reserve. Am kommenden Mittwoch hatte er sich in einer Kaserne bei Hamburg zum Dienst zu melden.

Das konnte doch nicht sein!

Sicher, als Offizier der Reserve mußte er damit rechnen, zu Übungen eingezogen zu werden. Aber erstens wurden die lange im voraus angekündigt, und zweitens war in dem Schreiben weder von einer Übung noch von der Dauer der Einberufung die Rede. Das sah aus wie ein unbefristeter Gestellungsbefehl für einen scharfen Einsatz. Eigentlich undenkbar…

Er wußte, wen er anrufen mußte. Vinzenz Kaiser war im Gegensatz zu ihm bei der Truppe geblieben und mittlerweile zum Hauptmann befördert worden. Magnus hatte Kaiser bei einem Einsatz in Afghanistan das Leben gerettet. Der Mann schuldete ihm noch etwas.

Kaiser war in Hamburg stationiert, in der Kaserne, in der Wittmann sich melden sollte. Es war zwar Freitagabend, aber mit etwas Glück konnte er den Hauptmann an seiner Dienststelle erreichen. Falls nicht, hatte er immer noch seine Privatnummer. Doch er kam sofort durch.

Offenbar hatte Kaiser schon mit einem solchen Anruf gerechnet, denn seine Stimme wurde sofort leiser und klang belegt, als Magnus sich meldete.

»Bist du allein, Vinzenz?«

»Schon, aber…«

»Du kannst offen reden! Du weißt doch, daß ich beim Verfassungsschutz bin!«

»Und was, wenn gerade der MAD* meine Leitung überwacht?«

Magnus nahm ein kleines Gerät von der Größe einer Zigarettenschachtel und hielt es an den Hörer. »Das prüfe ich soeben. Wir… können absolut offen reden. Ja, die Leitung ist sauber. Also, Vinzenz: Was ist hier los? Was haben die vor, daß sie Reservisten wie mich wieder einberufen?«

»Nicht nur dich, sondern alles, was noch ohne Stock laufen kann und je beim KSK war. Uns steht der größte Einsatz in der Geschichte unserer Truppe bevor. Aber ich fürchte, daß wir für diesen Einsatz nicht ausreichend gerüstet sind… weder personell noch materiell!«

»Ich höre immer ›Einsatz‹! Wovon genau redest du, Vinzenz?«

---

* Militärischer Abschirmdienst

Beinahe körperlich konnte Magnus spüren, wie sein Freund am anderen Ende der Leitung mit sich kämpfte. Endlich redete er, und zwar mit so gepreßter Stimme, wie sie nur Menschen haben, die unter großem innerem Druck stehen. »Was ich jetzt sage, das sage ich nur dir, weil ich dich genau kenne und weil wir Freunde sind. Du hast mir das Leben gerettet, und deswegen vertraue ich dir… aber was du gleich erfährst, ist ein Dienstgeheimnis der obersten Kategorie. Wenn herauskommt, daß ich dir etwas geflüstert habe, bevor du auf dem Kasernengelände warst, bin ich dran wegen Geheimnisverrat – und du vermutlich auch!«

»Nun mach es doch nicht so spannend, Vinzenz!«

»Unser Verein geht nach China. Die Amerikaner haben Spezialkommandos für Sondereinsätze angefordert. In zehn Tagen verlegen wir!«

»China? Das kann nicht sein! Das ist ein Kriegseinsatz, dem der Bundestag zustimmen muß. Und davon wüßte ich, selbst wenn es in geheimer Sitzung passiert wäre!«

»Der Bundestag hat keinen blassen Schimmer! Die Präsidentin hat die Kanzlerin angerufen, die beiden Tussen haben ein wenig geplappert, und jetzt ziehen wir in den Krieg. Um unseren Bundestag macht sich die feine Dame keine Sorgen. Um den kann sie sich immer noch kümmern, falls etwas von unserem Einsatz ruchbar werden sollte. Aber so, wie die ganze Sache aufgezogen wird, ist es wohl nicht geplant, die Öffentlichkeit zu informieren. Das erste, was dir zum unterschreiben vorgelegt wird, wenn du Mittwoch hier eintrudelst, ist eine eidesstattliche Verschwiegenheitserklärung! Ich… oh, guten Abend, Herr Oberst! Nein… meine Frau. Ich habe ihr gesagt, daß sie heute nicht mit dem Essen auf mich warten soll… aber gern! Viele Grüße von Oberst Kronsky, Schatz! Warte nicht und geh schlafen! Gute Nacht!«

Die Leitung war tot, und Wittmann war wie erschlagen. Ein Kriegseinsatz ohne Zustimmung des Bundestags war illegal!

Offenbar hatte die Regierung den Verstand verloren. Denn wenn sie Truppen zur Unterstützung der Amerikaner nach China schickte – selbst wenn es nur zahlenmäßig kleine KSK-Einheiten waren –, bedeutete das nichts anderes als Krieg mit Rotchina. Ob man ihn erklärte oder nicht, spielte keine Rolle: Deutschland zog in den Krieg!

Und anders als bei den Einsätzen auf dem Balkan, in Nahost, in Afrika oder am Hindukusch konnte man sich diesmal nicht auf eine Friedensmission oder einen Antiterroreinsatz berufen.

Wittmann wußte, daß er ein verdammtes Risiko einging, doch wenn selbst beim KSK niemand Manns genug war, den verrückten Plan der Regierung zu vereiteln, blieb das halt an ihm hängen. Es war ein mieser Job – aber einer mußte ihn tun.

Zum Glück hatte er das richtige Werkzeug für diese Aufgabe: ein ganz spezielles Handy des Verfassungsschutzes, das mit keiner bekannten technischen Einrichtung zurückzuverfolgen oder gar zu orten war.

Er goß sich ein Glas Bier ein und leerte es auf einen Zug, um seine Nerven zu beruhigen. Dann rief er die Redaktion eines großen Nachrichtenmagazins an und ließ sich den Chef vom Dienst geben.

*

Das Ergebnis der Anrufe bei allen großen Magazinredaktionen war immer wieder gleich gewesen – und gleich erschütternd. Wittmann hatte geglaubt, die Informationen über den geplanten Kampfeinsatz der Bundeswehr am Bundestag vorbei, die er als »anonyme Quelle« anbot, würden einschlagen wie die sprichwörtliche Bombe.

Doch es stellte sich nicht nur heraus, daß keine der Redaktionen an der Story interessiert war – offenbar waren zumindest die Entscheidungsträger längst informiert!

Da war etwas im Gange, das einer Verschwörung gleichkam: Medien und Regierung zogen an einem Strang. Die Journalisten hatten scheinbar nicht das geringste Interesse daran, die Öffentlichkeit über den geplanten Gesetzesbruch der Regierung zu unterrichten – wie es eigentlich ihre Aufgabe gewesen wäre.

Wie Schuppen fiel es Wittmann von den Augen: Dieses gemeinsame Vorgehen hatte System. Nein, es war das System – das System BRD, das Baumbach so verachtet hatte. Und Magnus, der sich stets für einen glühenden Verfassungspatrioten gehalten hatte, mußte erkennen, daß viel zu viel aus dem Ruder gelaufen war.

In diesem Deutschland des Jahres 2010 war nichts mehr so, wie es sein sollte: Die Regierung tat, was sie wollte, und die

Medien unterstützten sie auch noch darin. Nein, er war nicht paranoid: In diesem Staat lief eine gigantische Verschwörung der Herrschenden gegen das gemeine Volk ab.

Aber an dieser Verschwörung würde er sich nicht länger beteiligen. Er würde sich am Mittwoch nicht zum Dienst melden, das stand fest. Er würde untertauchen. Niemand wußte besser als er, wie man erfolgreich von der Bildfläche verschwand. Aber vorher würde er einen Fall lösen, den die »da oben« offenbar absolut nicht gelöst haben wollten: den Fall Baumbach.

Er rief seinen Freund Manfred an und versprach ihm eine Bombenstory. Er sagte ihm nichts davon, aber ihm war klar, daß die großen Magazine auch diese Geschichte niemals bringen würden. Doch Behrens war nicht besonders erfolgreich als freier Journalist und arbeitete deswegen vor allem für kleinere Zeitungen. Eine von denen würde die Reportage schon bringen. Sie konnten doch nicht alle in diesem Geheimhaltungskartell stekken!

Manfred war nicht gut drauf am Telefon. Offenbar hatte er mal wieder Krach mit seinem deutlich älteren Freund Ulf. Als Magnus ihm ein Wochenende in Bayern anbot und ihm erklärte, daß er nicht nur das Hotel zahlte, sondern auch ein Doppelzimmer gebucht hatte, willigte er sofort ein.

Noch an diesem Abend packte Magnus seine Reisetasche. Als Soldat war er es gewohnt gewesen, mit kleinem Gepäck zu reisen. Es war ihm bewußt, daß er auf all das, was er nicht einpackte, für immer verzichten mußte. Aber die Auswahl fiel ihm nicht schwer, denn Magnus war kein Mann, der sein Herz an irgendwelche toten Gegenstände hängte.

Als er am nächsten Morgen seine Wohnung verließ und sorgfältig hinter sich verschloß, war er sich absolut klar darüber, daß er sie niemals wiedersehen würde.

*

Die Fahrt ins Allgäu verlief ereignislos. Manfred schüttete einmal mehr sein Herz über Ulf aus, der seine Finger einfach nicht von anderen Männern lassen konnte, vorzugsweise von strammen Burschen um die Zwanzig. Magnus kannte diese Elogen zur Genüge, und sie langweilten ihn. Wenn Manfred so unglücklich mit Ulf war, warum trennte er sich nicht von ihm?

Keiner der beiden ahnte, daß diese eigentlich längst überfällige Trennung in dem Moment faktisch vollzogen worden war, als Manfred zu Magnus ins Auto stieg.

Das Hotel Lärchenhof in Aue war ein ansehnliches Gebäude, das im Laufe der Jahre durch mehrere Anbauten erweitert worden war. Es stand in einem eigenen Park auf einem Hügelkamm, von dem aus man einen herrlichen Blick auf die Allgäuer Alpen hatte, deren nördlichste Berge sich gleich auf der anderen Seite des Tals erhoben.

Magnus hatte ein großes »Königszimmer« gebucht und bei der telefonischen Bestellung Wert darauf gelegt, daß die Betten einzeln aufgestellt waren.

Als Manfred das Arrangement sah, war er vielleicht ein ganz klein wenig enttäuscht, ließ sich aber nichts anmerken.

Das Abendessen wurde im Wintergarten serviert, von dem aus man einen grandiosen Blick auf die Berge und den Sonnenuntergang hatte. Bis zur Zugspitze reichte der Blick in der klaren Abendluft.

Während Manfred schon an den Tisch ging, wandte sich Magnus noch an den Hotelier, der hinter der kleinen Rezeption stand und mit allerlei Aufgaben beschäftigt schien. Er sah lächelnd auf: »Ist das Zimmer zu Ihrer Zufriedenheit, Herr Wittmann?«

»Alles bestens. Aber davon bin ich auch ausgegangen. Schließlich ist mir der Lärchenhof wärmstens empfohlen worden.«

»So etwas hört man immer gern. Von wem?«

»Von Ernst Baumbach. Erinnern Sie sich an ihn, Herr Lycée?«

Der Name ließ gleich eine Reihe von Alarmglocken bei dem Hotelbesitzer läuten, das konnte er nicht verbergen. Er war ein schlechter Schauspieler, fing sich aber gleich wieder und sagte freundlich: »Baumbach, Baumbach… ja, ich glaube, ich erinnere mich. Der Herr war schon einmal unser Gast. Angenehmer Zeitgenosse.«

»Sie brauchen mir nichts vorzumachen. Er war Stammgast. Und er hat mir vor seinem Tod noch verraten, daß ich hier in Ihrem Haus Herrn Heinrich Geyer treffen kann!«

»Baumbach ist tot? Das tut mir sehr leid. Na ja, er war schon sehr alt…«

»Aber noch kerngesund. Er starb an einer Kugel im Kopf. An einer Polizeikugel.«

Diesmal konnte Lycée sein Erschrecken nicht einmal ansatzweise verbergen. »Die Polizei? Aber wieso…?«

»Das wissen Sie genau. Doch ich versichere Ihnen, daß er weder etwas verraten hat noch daß die Polizei etwas in seinem Haus finden konnte, dafür habe ich persönlich gesorgt. Und nun muß ich Heinrich Geyer treffen. Das werden Sie sicher verstehen.«

Der Hotelier nickte stumm, kämpfte noch immer um seine Fassung.

»Er ist nicht zufällig auch gerade im Haus?« drängte Wittmann.

»Nein.« Lycée hatte seine Stimme wiedergefunden. »Aber ich kann vielleicht ein Treffen arrangieren, wenn Sie einen oder zwei Tage Zeit haben.«

Der Ex-Agent nickte.

»Gut. Dann gehen Sie jetzt in den Wintergarten und genießen Sie Ihr Abendessen. Ich werde sehen, was ich für Sie tun kann.«

*

Den Sonntag hatte Wittmann im Hotel verbracht. Manfred wollte natürlich wissen, worum es bei diesem Ausflug eigentlich ging, aber Magnus hatte ihn auf das Treffen mit Geyer vertröstet. Erst dann wollte er ihn in die Geschichte einweihen, die ihm noch immer so unglaublich erschien.

Also hatte sich Manfred schmollend allein auf eine kleine Wanderung durch die herrliche Landschaft begeben. Erst gegen 21 Uhr kam er ins Hotel zurück, ging gleich ins Restaurant, um noch etwas zu essen, dann hinauf aufs Zimmer und fand dort einen Zettel vor: »Bin unten im Schwimmbad, Magnus«

Der Fußboden des Wintergartens war gleichzeitig das Dach der Schwimmhalle, aus deren Glasfront man einen fast ebenso atemberaubenden Ausblick hatte wie aus dem darüberliegenden Restaurant. Nun allerdings wurde es allmählich dunkel draußen. Manfred hatte seine Badehose angezogen, den hoteleigenen Bademantel übergeworfen und war sofort nach unten geeilt. Eine Gelegenheit, Magnus’ gestählten Körper praktisch nackt zu sehen, ließ er sich niemals entgehen.

In der Schwimmhalle war die Beckenbeleuchtung eingeschaltet, und Magnus drehte einsam seine Runden. Allerdings war da noch ein weiterer Mann, der gerade ins Wasser stieg. Manfred war ein ganz klein wenig enttäuscht, denn er hätte es genossen, das Schwimmbad nur für sich und seinen Begleiter allein zu haben. Schließlich wußte man nie…

Der fremde Mann war um die Fünfzig, verdammt gut in Form für sein Alter und auch noch recht gutaussehend, wie Manfred mit Kennerblick feststellte. Auch wenn er seit den gemeinsamen Schultagen am Gymnasium in Düsseldorf stets ein ganz klein wenig in Magnus verliebt gewesen war, hatte er doch ein Faible für ältere Männer, wie nicht zuletzt seine unglückliche Liaison mit Ulf bewies.

Der Fremde schwamm zögernd auf Magnus zu, und Manfred, der nicht zuletzt deshalb Reporter geworden war, weil Neugier zu seinen herausragenden Charaktereigenschaften zählte, war mit wenigen kräftigen Zügen am Ort des Geschehens. Wenn das der Mann war, den sein Freund treffen wollte, würde er endlich erfahren, was diese ganze Geheimnistuerei sollte.

»Mein Name ist Heinrich Geyer. Magnus Wittmann, nehme ich an? Als ich erfuhr, daß Sie mich sprechen wollten, habe ich Sie erst einmal überprüft, das werden Sie verstehen. Entschuldigen Sie deshalb bitte, daß es so spät geworden ist. Ich weiß von Ihrem Termin am Mittwoch. Sie haben nicht mehr viel Zeit.«

Was für ein Termin am Mittwoch? Manfred verstand nur noch »Bahnhof«, aber Magnus nickte nur: »Und? Was hat Ihre Überprüfung ergeben?«

»Sie sind unser Mann. Wir wären schon viel früher an Sie herangetreten, aber Sie waren einfach zu tief verwurzelt im System. Das scheint sich allerdings grundlegend geändert zu haben, wie Ihre Telefonate vom Freitagabend zeigten. Mir scheint, die Reaktion der Medienmeute hat Sie doch wahrhaftig und tatsächlich überrascht!«

Wittmann wirkte auf einmal sehr nervös: »Was wissen Sie von den Anrufen? Die Leitung war abhörsicher! Hat etwa…?«

»Nein, ich glaube nicht, daß die andere Feldpostnummer etwas mitbekommen hat. Uns stehen gewisse technische Möglichkeiten zur Verfügung, die uns einen nicht unerheblichen Vorsprung garantieren. Niemand weiß von Ihrem kleinen Verratsversuch oder von unserem Treffen. Daher…«

In diesem Augenblick brach die Hölle los, ohne jegliche Vorwarnung. Ein blendender Blitz erfüllte die Luft, ohrenbetäubender Donner brachte die Trommelfelle fast zum Platzen, und dann fegte eine Glutfront durch die Schwimmhalle, die plötzlich weder Wände noch eine Decke zu haben schien.

I’m shaking all over
From my head to my feet
I thought I was cold but
I’ve been really feeling the heat

(Status Quo – Lancaster/Lamb)

9. Nahkampf

Als Wittmann aus dem Wasser wieder auftauchte, befand er sich mitten in einem Schlachtfeld. Das eben noch so schmucke Hotel Lärchenhof existierte nicht mehr. Überall nur Feuer, Rauch, Trümmer und Verwüstung.

Manfred ruderte stumm neben ihm in dem Schwimmbecken, das ihnen das Leben gerettet hatte. Seine Augen waren weit aufgerissen, und er brachte kein einziges Wort über die Lippen. Aber er schien unverletzt.

Geyer allerdings preßte mit schmerzverzerrtem Gesicht die Zähne zusammen. Das Wasser um ihn herum färbte sich rot.

»Geht es?«

Geyer nickte nur stumm. Wittmann hatte ihn von Anfang an richtig eingeschätzt: Der Mann wußte, wie man sich in einer Schlacht verhielt – und wie man sie überlebte.

Es war ihr Glück gewesen, daß es sich beim Wintergarten über der Schwimmhalle um einen Leichtbau gehandelt hatte, der dem Explosionsdruck keinen Widerstand hatte entgegensetzen können. Trotzdem war eine große Glasscherbe zurück nach unten gestürzt und hatte Geyer eine tiefe, stark blutende Fleischwunde an der Hüfte gerissen. Er preßte sofort wieder die linke Hand darauf, als sie aus dem Becken geklettert waren.

»Wir müssen hier weg!« An dem gewaltigen Feuerschein, der die Nacht ringsum erleuchtete, erkannte Wittmann, daß die Un-

bekannten ganze Arbeit geleistet hatten. Bis auf das Schwimmbecken standen von dem Hotel vermutlich nicht einmal mehr die Fundamente. Es war reines Glück gewesen, daß sie sich zum Zeitpunkt der Explosion im Wasser aufgehalten hatten. Alle anderen Gäste und Bediensteten des Hotels waren entweder tot oder lagen im Sterben.

Er zog den willenlosen Manfred den Hügel mit dem Rasen hinab und auf die Büsche und Bäume des Hotelparks zu. Geyer folgte stumm und ohne Fragen zu stellen. Er verstand: Der Park lag unterhalb des Hotels. Aber auf dem Rasen waren sie im Licht des Großbrandes leichte Ziele. Sobald sie erst einmal unten zwischen den Bäumen waren, würde die Dunkelheit sie schützen.

Schon hatten sie die offene Fläche überwunden, tauchten wie Gespenster in Badehosen in den Schutz des nachtdunklen Gehölzes. Unvermittelt stand ein Bewaffneter in schwarzem Kampfanzug vor ihnen. Er zögerte einen Sekundenbruchteil, schien überrascht, auf Überlebende der Explosion zu treffen – und schied selbst mit einem gehauchten Seufzer aus dem Leben. Wittmann hatte ihm mit einer einzigen fließenden Bewegung das Genick gebrochen.

Manfred konnte ein entsetztes Stöhnen nicht unterdrücken. Schon wirbelte Magnus herum und hielt ihm nachdrücklich den Mund zu. Der freie Journalist nickte. Er hatte verstanden. Sie mußten leise sein. Wo einer der Bewaffneten war, da waren auch noch mehr.

In fliegender Hast durchsuchte Wittmann die Taschen des Toten. Er fand einen Ausweis und zog ihn heraus. Seine Augen waren gut genug, um in dem flackernden Licht, das vom Hügelkamm herabfiel, genau zu erkennen, worum es sich handelte: um einen Polizeiausweis – und zwar um einen der Spezialeinheit KVE 10. Magnus wußte über diese Truppe genau Bescheid, denn als sie im vorigen Jahr gegründet worden war, hatte man auch alle ehemaligen KSK-Soldaten angesprochen. Da er eigentlich vorgehabt hatte, nie mehr zu kämpfen und vor allem nie mehr zu töten, hatte Wittmann das Angebot abgelehnt.

Er seufzte. Nun bekam er es also doch noch mit dieser Polizeitruppe zu tun. Aber was wollte die KVE hier? Die drei Buchstaben standen für »Kanzlerverfügungseinheit«, und offiziell sollte es sich bei dieser Sondertruppe um ein Spezialkommando

für Einsätze gegen internationale Terroristen handeln. Nun, was die Einsatzmöglichkeiten dieser Truppe anging, war die Öffentlichkeit anscheinend einmal mehr getäuscht worden.

Er nahm das Kampfmesser des Toten an sich und winkte den beiden anderen stumm, ihm zu folgen. Manfred deutete auf die Maschinenpistole, die neben der Leiche am Boden lag, und flüsterte: »Sollten wie die nicht mitnehmen, falls noch mehr von denen hier sind?«

Ebenso leise gab Wittmann zurück: »Nein. Schüsse würden die anderen nur auf uns aufmerksam machen. Manchmal sind Messer viel wirkungsvoller als alles andere.«

Er rieb seinen Körper mit Erde ein und bedeutete den anderen stumm, es ihm nachzumachen. Manfred verstand: Ihre helle nackte Haut würde sie in der Dunkelheit verraten. Also gehorchte er, obwohl er Schmutz verabscheute. Gemeinsam halfen sie dann Geyer, der nach wie vor eine Hand auf die Wunde in seiner Seite preßte.

Magnus huschte voran, weiter den Hügel hinunter. Der Park des Hotels reichte bis zu einem kleinen Bach, der sich auf der Talsohle zwischen den Hügeln durchschlängelte. Auf der anderen Seite standen ein paar schöne Wohnhäuser, vor wenigen Jahren erst errichtet. Im Schein der Laternen, die die Straße zwischen den Gebäuden beleuchteten, sah Magnus die Silhouette eines weiteren Bewaffneten im Kampfanzug auf der anderen Seite des Bachs. Der kam aufs Ufer zu und stieg dann zögernd in das maximal knöcheltiefe Wasser.

Auf Magnus' Wink hin hatten sich Manfred und Geyer tief unter einen Busch am Ufer gedrückt. Magnus hockte bewegungslos da und sah in der Dunkelheit aus wie ein Haufen Erde oder ein Stein.

Als der Uniformierte erkannte, daß unmittelbar vor ihm ein Mensch war, hatte er keine Chance mehr.

Wie von einer Stahlfeder geschnellt schoß Magnus empor und zog dem völlig überraschten Gegner das Messer blitzartig über den Hals. Der Polizist ließ die Waffe fallen und packte sich mit beiden Händen an die Kehle, aber außer einem leisen Gurgeln brachte er keinen Ton mehr hervor.

Magnus stieß ihn zu Boden und rammte ihm das Messer noch einmal bis ans Heft seitlich in den Hals. Die Blutzufuhr zum Gehirn wurde augenblicklich unterbrochen, der Mann starb.

Doch es war kein Mann. Mit dem Stich hatte Magnus auch den Kinnriemen des Kampfhelms durchtrennt. Der rollte vom Kopf des Sterbenden und gab eine lange, wallende Mähne frei.

Verdammt! Er hatte gerade eine Frau umgebracht!

Nun, das war nicht sein Fehler gewesen. Er winkte den beiden anderen, ihm zu folgen, und huschte davon. Sie mußten die kleine Neubausiedlung mit ihrer Straßenbeleuchtung umgehen.

Äußerlich war Magnus kühl und gelassen, doch innerlich fluchte er voller Verzweiflung. Scheiß-Emanzipation! Ein Mann sollte niemals dazu gezwungen werden, eine Frau zu töten. Frauen hatten in kämpfenden Einheiten nichts verloren!

Nur langsam beruhigte er sich wieder. Die Tussi war freiwillig der Kanzlerverfügungseinheit beigetreten. Auch heute noch konnten sich Männer nicht immer dagegen wehren, vom Staat zu Kampfeinsätzen verpflichtet zu werden. Doch Frauen waren stets und ausschließlich freiwillig bei kämpfenden Truppen – auch wenn die Kanzlerin so etwas gern sah, wie sie häufig genug betont hatte. Wie hatte sie noch gleich gesagt? »Frauen brauchen heute nicht mehr zu beweisen, daß sie Männern auf ausnahmslos allen Gebieten ebenbürtig sind.«

Nun ja, sehr ebenbürtig war ihm seine Gegnerin vorhin nicht vorgekommen. Egal. Es war nicht seine Schuld. Wer sich in Gefahr begab, kam darin um. Auch als Frau. Gerade als Frau.

*

Als sie die Siedlung umgangen hatten und am Rand einer Kuhweide kauerten, deutete alles darauf hin, daß sie den Polizeikordon durchdrungen hatten. Im Feuerschein des Hügels sahen sie immer wieder einmal eine dunkle Gestalt, hörten gebellte Befehle. Aber alle Einsatzkräfte befanden sich zwischen ihnen und dem ehemaligen Hotel.

»Was nun?« flüsterte Magnus. »Alles was wir haben sind drei Badehosen und ein Kampfmesser. Noch schützt uns die Dunkelheit, aber den nächsten Tag werden wir so nicht überleben.«

Geyer deutete mit der freien Hand hinaus in die Dunkelheit, auf die andere Seite des Tals. »Wir müssen da hinüber! Dort habe ich einen Rückzugsraum. Wenn wir den erreichen, sind wir in Sicherheit.«

»Gut. Sie kennen den Weg. Auf geht's!«

*

Mehr als zehn Kilometer waren sie durch die Nacht gelaufen, praktisch nackt und barfuß und die letzten fünf Kilometer auch noch deutlich bergauf. Manfred und der verletzte Geyer waren völlig fertig, und auch Magnus spürte seine Füße kaum noch, denn an Fortbewegung ohne Schuhwerk war auch er nicht mehr gewohnt.

Am Stand der Mondsichel erkannte Wittmann, daß Mitternacht gerade vorbei war, als vor ihnen auf einer Almwiese die kleine Hütte auftauchte. In der Dunkelheit war nicht viel zu erkennen, aber der Holzbau sah nicht anders aus als die anderen Almhütten im Allgäu auch.

Er blickte zurück über das Tal in die Richtung, aus der sie gekommen waren. Dort, auf dem mehr als zehn Kilometer entfernten Hügel, brannten die Ruinen des Hotels noch immer. Auch die zuckenden Blaulichter der Einsatzfahrzeuge waren selbst über diese Distanz noch gut zu erkennen. Er glaubte nicht, daß es noch viel Arbeit für Ambulanzfahrzeuge gegeben hatte – nur für Leichenwagen.

Geyer trat in die Hütte, die anderen folgten ihm. »Schieben Sie das beiseite.« Der Verletzte deutete auf einige schwere Ballen aus gepreßtem Stroh.

Magnus machte sich ans Werk, Manfred unterstützte ihn nach Kräften. Unter den Strohballen kam eine Stahltür im Boden zum Vorschein. Die Tür hatte eine kleine Tastatur. Geyer beugte sich stöhnend hinab und gab eine Ziffernfolge ein. Zischend klappte die Tür nach oben und gab eine Treppe frei, die in der Dunkelheit mehr zu erahnen als zu sehen war.

Geyer stieg hinab, die anderen beiden folgten ihm. Magnus zählte 14 Stufen. Er hörte, wie Geyer nach etwas tastete. Dann ein leises Zischen – die Tür über ihnen schloß sich wieder. Im nächsten Augenblick flammte kaltes Neonlicht auf, und Geyer brach zusammen.

Wittmann sah sich um. Sie befanden sich in einer Art unterirdischem Bunker von etwa 100 Quadratmeter Größe. Es gab ein paar Feldbetten, Kontrollpulte, ausgeschaltete Monitore, einen Schrank mit einem großen roten Kreuz darauf, eine offene Dusch- und WC-Ecke, einen ebenfalls offenen Schrank mit ver-

schiedensten Kleidungsstücken, darunter auffallend viele schwarze Overalls – und ein großes Regal mit Waffen, wie Magnus sie noch nie gesehen hatte.

Er zog den bewußtlosen, noch immer stark blutenden Geyer in die Duschecke und winkte Manfred heran, in dessen Gesicht die blanke Panik stand. »Du wäschst den Mann, ich kümmere mich um seine Wunde.«

Der Medizinschrank war erstklassig ausgerüstet. Noch während Manfred Geyer abtrocknete, hob Wittmann ihn auf eine der Liegen, wusch sich die Hände und desinfizierte die Wunde mit Jod. Sie war tief und bestimmt sehr schmerzhaft, aber nicht lebensgefährlich.

Mit gekonnten Stichen vernähte er den klaffenden Riß im Fleisch. Das war zuviel für Manfred, der unter der Dusche stand und sich von dem Dreck säuberte. Er dreht sich zur gekachelten Wand um.

Als Geyers Wunde versorgt war, legte Magnus ihm eine Infusion in den Arm, die den Blutverlust ausglich. Mit einer Spritze gab er noch je ein Aufputsch- und ein Schmerzmittel in den Beutel mit der Kochsalzlösung.

Dann konnte er sich endlich selbst reinigen und sich um seine Füße kümmern. In den Sohlen waren tiefe Schnitte; die der beiden anderen sahen ähnlich aus. Er trug eine desinfizierende Wundsalbe auf und zog Socken darüber, die er in dem offenen Schrank gefunden hatte. Schon besser! Er suchte sich einen Overall in seiner Größe aus und kleidete sich an. Manfred bevorzugte eine zivile Ausstattung.

Gemeinsam versorgten sie Geyers Füße und zogen auch ihm etwas über. Endlich kam er wieder zu sich. Er war noch schwach, aber es ging ihm gut. Er deutete auf eines der Kontrollpulte in der Nähe. »Sie schalten besser die Nahbereichsüberwachung ein!«

Wittmann fand den Knopf, den Geyer meinte, sofort. Einige Monitore flammten auf. Sie zeigten grüngefärbte Bilder der Umgebung. Nachtsichtgeräte!

Geyer richtete sich auf. »Hier sind wir relativ sicher. Im Morgengrauen werden wir abgeholt.«

»Von wem? Und geht das nicht früher? Bis dahin müssen wir noch rund vier Stunden hierbleiben. In vier Stunden kann verdammt viel passieren!«

»Ich weiß. Aber ein Notruf wäre zu riskant. Ich dachte zwar immer, unsere Frequenzen wären abhörsicher, aber nach den Ereignissen des letzten Abends werden wir wohl einiges überdenken müssen.«

»Wer ist ›wir‹? Reden Sie von diesen geheimnisvollen Thule-Truppen?«

»Von wem sonst? Wir… verdammt!«

Aus den in die Konsole eingelassenen Lautsprechern drangen Geräusche – das heisere Bellen aufgeregter Hunde.

»Was ist das?«

»Eine Aufnahme der Hochleistungsmikrophone draußen. Diese Spezialeinheit ist uns gefolgt. Mit Bluthunden, fürchte ich.« Geyer wirkte verzweifelt. »Wenn das Versteck entdeckt wird, kann die Truppe uns nicht herausholen, ohne ihre Tarnung zu riskieren.«

»Ganz ruhig bleiben. Ich kümmere mich darum. Herr Behrens bleibt hier bei Ihnen. Sie müssen mich nur hinauslassen.« Wittmann nahm eines der großkalibrigen Gewehre mit Schalldämpfer und aufmontierter Visiereinrichtung aus dem Regal. Die Waffe war erstaunlich leicht für ihre Größe. Er prüfte das Magazin: voll. Er steckte sich noch ein paar weitere Magazine in die Taschen seines Overalls und nahm anschließend noch einen kleinen Mörser und ein paar ganz besondere Granaten aus dem Regal.

Geyer zeigte Manfred, wo sich der Öffner für die Panzertür befand. Magnus stieg die Treppe hinauf. »Wenn mein Vorhaben gelingt, seht ihr auf den Überwachungsschirmen, wenn ich zurückkomme. Dann öffnet einfach wieder die Tür. Wenn ich nicht zurückkommen sollte… war nett, euch kennengelernt zu haben!«

Er huschte nach oben und aus der Stahltür im Boden, die sich leise zischend hinter ihm schloß. Noch während er aus der Almhütte schlich, fanden seine Finger den Einschaltknopf an der Visiereinrichtung des Gewehrs, der ihm unten schon aufgefallen war. Wenn er sich nicht schwer täuschte – nein, er hatte richtig geraten. Was da auf der Scharfschützenwaffe saß, war eine Kombination aus Zielfernrohr und Nachtsichtgerät. Das Ding war besser als alles, was Wittmann kannte.

Er sah in der Optik zwei Männer in den Kampfanzügen der KVE den Hügel heraufkommen. Jeder hatte einen Bluthund an

der Leine und trug eine Maschinenpistole am Riemen über der Schulter. Nachtsichtgeräte hatten sie nicht, aber die Hunde führten sie zielstrebig auf die Almhütte zu. Geyers Blutspur war für sie nicht zu verfehlen.

Die eingespiegelte Anzeige im Visier zeigte ihm, daß die Hundeführer nur noch 250 Meter entfernt waren. In fliegender Hast stellte er den kleinen Mörser auf, justierte ihn und ließ eine Granate ins Rohr fallen. Mit einem dumpfen Knall wurde sie abgeschossen und schlug direkt vor den Hundeführern in den Boden. Sie explodierte – und setzte eine große Wolke Pfefferspray frei.

Die beiden Männer reagierten sofort und setzten die Gasmasken auf, die sie am Gürtel trugen. Schlecht ausgebildet waren sie wirklich nicht, wie Wittmann anerkennend feststellen mußte, aber ihre Hunde konnten sie vergessen. Die in den jämmerlichsten Tönen heulenden Tiere würden auf Wochen hinaus nichts mehr riechen. Nun mußte er die Verfolger nur noch von der Almhütte fortlocken.

Er befestigte den Mörser an einer Trageschlaufe seines Overalls, packte das Gewehr und hastete seitlich den Hügel hinauf. Die KVE-Männer hatten ihre Überraschung inzwischen überwunden und zielten mit ihren MP in die dunkle Nacht. Immer mehr der Spezialpolizisten tauchten auf, schienen sich aber nicht so recht schlüssig zu sein, in welche Richtung sie weitergehen sollten. Nun rächte es sich bitter, daß die Regierung immer an der falschen Stelle sparte: Die Ausrüstung der KVE mit Nachtsichtgeräten war aus Kostengründen unterblieben. Damit die deutsche Industrie nicht darunter zu leiden hatte, war statt dessen der Etat für Entwicklungshilfe noch einmal angehoben worden, so daß man die Geräte an einige Potentaten in Afrika liefern konnte, die sie »dringender« brauchten.

Im Nachtsichtvisier seines Gewehrs konnte Wittmann die Polizisten so deutlich sehen wie am hellen Tag. Mitleid mit ihnen verspürte er nicht. Sie hatten ein Hotel mit mindestens hundert Menschen darin komplett in die Luft gesprengt, nur um ihn zu töten. Nachsicht wäre hier fehl am Platze. Er visierte einen der Hundeführer an. Das Visier zeigte exakt 334 Meter Entfernung bis zum Ziel.

Er zog den Abzug durch. Das Gewehr gab nicht mehr als ein dumpfes Zischen von sich und ruckte so gut wie gar nicht. In

den leichten Kunststoffkolben mußte noch ein hydraulischer Stoßdämpfer eingearbeitet sein, mutmaßte Wittmann. Doch so zivilisiert sich die Waffe in seinen Händen auch benahm, so unzivilisiert verhielt sich das großkalibrige Hochgeschwindigkeitsgeschoß vom Kaliber .50*, das aus dem Lauf gejagt war.

Der Kopf des KVE-Mannes, auf den er gezielt hatte, verschwand in einer grünen Wolke, die bei Tageslicht blutrot gewesen wäre. Er fiel um wie eine Marionette, deren Fäden abgeschnitten worden waren.

Magnus rammte den leichten Mörser in den Boden und verschoß eine weitere Granate, diesmal eine Rauchbombe. Die KVE-Männer waren nicht schlecht ausgebildet. Kaum fiel ihr Kollege ohne Kopf zu Boden, hechteten sie in Deckung und zielten mit ihren MP in die entgegengesetzte Richtung, in die der Körper gestürzt war. So sahen sie den Abschußblitz des Granatwerfers und eröffneten sofort das Feuer.

Das beeindruckte Magnus nicht. Er ließ den Mörser, der ihm bei dem nun folgenden Kampf nicht mehr viel nutzen würde, stehen, und schlich in aller Ruhe davon, immer weiter weg von der Hütte über dem geheimen Bunker. Er wußte, daß ihm die Kugeln aus den kurzläufigen Maschinenpistolen über eine Distanz von mehr als 330 Meter nicht gefährlich werden konnten.

Er vermochte sich rasch fortzubewegen, denn die Höchstentfernung, auf die das Visier an seinem Gewehr einstellbar war – und auf die die Waffe offenbar präzise traf, davon ging er aus – betrug 2100 Meter.

Den nächsten Verfolger erledigte er auf 507 Meter Entfernung, und das Nachtsichtgerät zeigte ihm, wie im Brustkorb des Mannes plötzlich ein fußballgroßes Loch klaffte.

Als er den dritten Sonderpolizisten ausschaltete, waren sie schon mehr als einen Kilometer von der Almhütte entfernt, an die außer ihm offenbar niemand mehr dachte. Durch das Spezialvisier sah er, wie sich die Überlebenden zurückzogen. Die Leiche ließen sie zurück. Zwei der KVE-Männer sprachen aufgeregt in Funkgeräte. Offenbar forderten sie Verstärkung an.

Und die kam, kaum daß der Trupp verschwunden war. Über dem Tal hörte Wittmann das dumpfe Hämmern von Rotoren.

---

* 12,7 Millimeter

Hubschrauber!
Gleich zwei Maschinen hatten sie auf ihn angesetzt, und nach allem, was er wußte, ging er davon aus, daß sie nicht nur mit Nachtsichtgeräten, sondern auch mit Wärmebildkameras ausgerüstet waren. Er war geliefert, wenn er sie zu nahe an sich heranließ. Aber das hatte er nicht vor.

Er justierte das Visier auf seinem Gewehr auf die Höchstdistanz.

Schon wurde eine der Maschinen sichtbar – wie er vermutet hatte, eine moderne Eurocopter EC 135.

Sie kam rasch näher, und er mußte das Visier ebenso rasch nachstellen. Ein kaum spürbares Summen in der Waffe verriet ihm, daß kleine Stellmotoren den Winkel zwischen Lauf und Visier kontinuierlich änderten, um das Projektil stets ins Fadenkreuz zu bringen.

Bei 1478 Metern Entfernung hatte er den Rotorkopf des vorderen Hubschraubers exakt im Visier und drückte ab. Die kleine Optik war derart leistungsfähig, daß er trotz der Dunkelheit Metallsplitter wegfliegen sehen konnte.

Der Flug der EC 135 wurde sofort unruhig. Die Maschine bockte und stampfte, der Pilot hatte alle Hände voll zu tun. Er zog über einen Hügelkamm und tauchte dahinter ab, war so aus dem Schußfeld verschwunden. Doch es nutze ihm nichts mehr, wie der Explosionsblitz, die Feuersäule und der rollende Donner verrieten. Irgendwo hinter dem Kamm war der Hubschrauber abgestürzt und explodiert.

Nun nahm Wittmann die zweite Maschine ins Visier, die etwa 500 Meter hinter der ersten geflogen war. Deren Pilot war durch den Schaden seines Kameraden klug geworden und steuerte wilde Ausweichmanöver. Da ihre Zielrichtung nicht zu verkennen war, ließ Magnus den Mann gewähren. Augenblicke später war auch der zweite Helikopter hinter dem Hügelkamm verschwunden – und in Sicherheit.

In aller Ruhe suchte der einsame Kämpfer die Gegend mit dem Spezialvisier ab.

Doch weit und breit war kein KVE-Angehöriger und auch sonst kein Mensch mehr zu entdecken.

Er erhob sich aus der Deckung und machte sich gelassen auf den Rückweg zur Hütte. Unterwegs sammelte er den leichten Mörser wieder ein.

Er rechnete nicht damit, daß bei Anbruch der Morgendämmerung noch KVE-Einheiten in der Nähe sein würden, denn selbst mit der geballten Macht des Staates im Rücken würden sie es schwer haben, den Sprengstoffanschlag auf das Hotel zu erklären.

Wittmann war überzeugt, daß die verheerende Explosion in den Medien bald mit einem Anschlag der el Kaida oder sonst einer Terrorgruppe erklärt werden würde.

Vielleicht würde man aber auch einen »fanatischen Rechtsextremisten« als Einzeltäter präsentieren.

Er gab sich keinerlei Illusionen mehr hin.

*

Kurz vor Tagesanbruch kehrte er zur Hütte zurück. Die Luft war kühl und feucht. Vom Talboden zog Nebel herauf. Es würde bald regnen.

Die Stahltür im Boden stand offen, Licht leuchtete herauf.

»Sie werden unvorsichtig, Geyer!« rief er, als er die Stufen hinabstieg.

»Keineswegs. Die Anlage überwacht die gesamte Umgebung. In mehr als drei Kilometer in jede Richtung lebt nichts mehr, was größer wäre als eine Katze. Ich habe Ihren Einsatz an den Bildschirmen verfolgt, Wittmann. Das war einmalig! Großartig! Solche Männer braucht die Erde!«

Auch Manfred Behrens, der kreidebleich war im Gesicht, meldete sich zu Wort: »Großartig? Das war eiskalter Mord! Du… du bist ein Ungeheuer! Die drei Männer, die du erschossen hast, hatten ebensowenig eine Chance wie die Hubschrauberbesatzung!«

»Das ist richtig, Manfred. Aber ihre Chance war größer als die der Gäste im Hotel Lärchenhof. Die Männer und Frauen, die heute nacht durch meine Hand gestorben sind, wußten, daß sie in einen Kampf ziehen. Sie hatten die Chance, sich dafür zu entscheiden oder dagegen. Die Menschen im Hotel aber hatten diese Chance nicht. Sie wurden einfach umgebracht. Und warum? Nur weil man uns drei um jeden Preis ausschalten wollte. Es ist nicht meine Schuld, daß der Preis für die KVE so völlig anders ausgefallen ist, als es die Sesselstrategen in den Büros geplant hatten!«

Behrens schwieg. Wittmanns Tonfall verriet ihm, daß es besser war, jetzt nichts zu sagen. Und was hätte er denn sagen sollen?

*

Die Bildschirme der Außenbeobachtung schalteten vom grünlich schimmernden Nachtsichtbetrieb auf normale Tagfarben um. Im trüben Licht des frühen Morgens schoben sich schwere Wolken über die Berge.

Geyer, dem es wieder deutlich besser ging, arbeitete an einem Kontrollpult. »So, das wäre erledigt. Gehen wir. In einer halben Stunde fliegt hier alles in die Luft!«

»Sie sprengen das Versteck? Wieso?« Manfred konnte manchmal wirklich eine lange Leitung haben, doch Geyer erklärte ihm bereitwillig die Lage.

»Auch wenn das Sonderkommando verschwunden ist, wird die Polizei dieses Gebiet früher oder später gründlichst absuchen. Eine Entdeckung unseres Unterschlupfs ist dann unvermeidbar. Diese Gegend ist für geheime Operationen verbrannt, und die deutsche Polizei darf die geheime Ausrüstung der Thule-Truppen auf keinen Fall in die Finger bekommen.«

»Thule-Truppen? Wovon reden Sie? Deutsche Soldaten? Sind Sie etwa ein Rechtsextremist im Untergrund? Magnus, was ist hier los…?«

Fast flehend sah Manfred seinen Freund an, aber der zuckte nur mit den Schultern, stellte das große Gewehr zurück ins Regal und nahm eine wesentlich handlichere Maschinenpistole an sich. Dann deutete er auf die Treppe nach oben: »Gehen wir, bevor uns alles um die Ohren fliegt!«

*

Als sie die Hütte verließen, roch Wittmann die feinen Spuren beißenden Rauchs, die sich in den Nebel gemischt hatten, der vom Talgrund heraufgezogen war. Der Wind frischte auf und vertrieb den Nebel wieder. Dafür wälzten sich schwere Wolken über den Bergkamm, schienen immer rascher über den Himmel zu ziehen.

Erste Regentropfen fielen.

Sie stiegen die Almwiese hinauf, dem Gipfel entgegen. Aus Rücksicht auf Geyer, dem seine Verletzung schwerer zugesetzt hatte, als Magnus anfangs angenommen hatte, kamen sie nur langsam voran. Manfred war hingegen kein Problem. Er wirkte zwar eher unsportlich, konnte aber verdammt zäh sein, wenn es darauf ankam.

Noch zwanzig Minuten bis zur Explosion der Hütte.

Wittmann sah nach oben. Wenn es soweit war, mußten sie wenigstens den Rand der Wiese und das verkrüppelte Gehölz dort oben erreicht haben. Deckung war lebenswichtig. Auf dem offenen Hang waren sie zu leichte Ziele – auch wenn angesichts des Wetters keine Hubschrauber aufsteigen konnten. Aber wenn hier etwas in die Luft flog, würde jemand nachsehen kommen, das stand fest.

Plötzlich fiel ihm etwas auf: Eine Wolke zog wesentlich langsamer als die anderen über den Himmel, hielt dann sogar an! Direkt über ihnen!

Sein Instinkt sagte ihm, daß da etwas nicht stimmen konnte. Er hob die MP, aber Geyer, dem der Schweiß auf der Stirn stand, legte ihm mit einem von Schmerzen verzerrten Lächeln die Hand auf den Arm.

»Wir brauchen keine Waffen. Das dürfte die ›Adolf Jäckel‹ sein!«

»›Adolf Jäckel‹?«

»SZ 47. Der Stahlzepp, der uns hier rausholt.«

Aus der Wolke, die wie an den Himmel genagelt über ihnen stand, senkten sich drei Käfige aus Stahl, die an Seilen aus dem gleichen Material hingen.

Unmittelbar über dem Boden hielten sie an, nur wenige Meter von den drei Männern entfernt.

»Los, rein da! Dann haben wir's geschafft!«

»Nein!« Manfred stand stocksteif da, als hätte man sein Blut durch schnellhärtenden Zement ersetzt. »Ich habe die Schnauze voll! Ich gehe keinen Schritt mehr weiter!«

»Liebster Manfred, ich werde nicht mit ansehen, wie du dich erst unglücklich machst und dich dann von Regierungsschergen erschießen läßt. Rein mit dir!« Mit sanfter, aber unwiderstehlicher Gewalt schob Wittmann seinen Freund in den vordersten Stahlkäfig und verriegelte die Tür. Kaum war sie geschlossen, surrte der Käfig mit hohem Tempo nach oben und verschwand

in der Wolke. Manfreds entsetzter Schrei verhallte über der Almwiese.

Magnus half Geyer in die zweite Kabine und stieg selbst in die letzte.

Schneller als in einem Fahrstuhl ging es nach oben. Als er in die Wolke eintauchte, verschwand jegliche Sicht, bis sich über ihm ein gelblich leuchtendes Quadrat abzeichnete.

Im nächsten Augenblick befand er sich in einer Halle, deren Boden teilweise weggeklappt war und sich nun langsam schloß. Die drei Stahlkäfige hingen an Laufkatzen unter der Hallendekke und fuhren seitlich weg, wo sie sich auf festen Grund absenkten.

Manfred war schon ausgestiegen – und zeigte alle Anzeichen von Panik. Männer in schwarzen Einteilern ähnlich dem, den Magnus trug, hatten ihm herausgeholfen, ließen ihn aber nicht weg.

Während sich der Hallenboden schloß, senkten sich auch die beiden anderen Käfige herab.

Sofort kümmerten sich einige Männer um Geyer und stützten ihn.

Einige andere Schwarzgekleidete kamen auf Wittmann zu. Einer öffnete die Käfigtür, ein anderer deutete auf die Maschinenpistole und streckte fordernd die Hand aus. »Willkommen an Bord von SZ 47 ›Adolf Jäckel‹. Bitte geben Sie mir die Waffe. Die brauchen Sie hier an Bord nicht mehr.«

Magnus hatte längst gesehen, daß niemand in der Halle bewaffnet war. Manch einer wäre versucht gewesen, die MP unter diesen Umständen zu behalten.

Aber er wußte es besser.

Das hier waren keine gewöhnlichen Männer. Sie alle waren groß, stark und durchtrainiert.

Mit einem oder zweien von ihnen hätte er sich locker anlegen können, aber keinesfalls mit der ganzen Mannschaft, MP hin oder her.

Lächelnd gab er dem Mann, was der wollte, und der lächelte wissend zurück. Er hatte genau bemerkt, daß Wittmann rasch die Lage gepeilt hatte.

Ein Offizier betrat die Halle, und Manfred stöhnte leise auf. Er hatte die Uniform ebenso erkannt wie sein Freund: schwarz, bedrohlich, deutsch.

Im Gegensatz zu Behrens allerdings fiel Wittmann sofort auf, daß an dieser Uniform weder die typischen Runen noch irgendwelche Hakenkreuze zu finden waren. Als Verfassungsschutzmann erkannte er den Gotenadler am rechten Kragenspiegel sofort: Er hatte die geheimnisvollen Thule-Truppen gefunden!

Der Mann stellte sich als Truppenarzt Hauptmann Hilgers vor. »Ich muß Ihnen Generalmajor Geyer entreißen. Es sieht zwar so aus, als hätten Sie seine Wunde erstklassig versorgt, aber ich möchte doch lieber noch einmal einen Blick darauf werfen!«

Generalmajor! Baumbachs Kontaktmann war ein hochrangiger Offizier! Während Hilgers mit Geyer verschwand, brachte ein Schwarzgekleideter die beiden anderen Neuankömmlinge in eine Art Messe. Dort verkehrten weitere Offiziere, die ihnen neugierige Blicke zuwarfen.

Magnus setzte sich stumm an einen Tisch, der ihm zugewiesen wurde, Manfred ließ sich neben ihm nieder. Mit aufgerissenen Augen und deutlichen Anzeichen des Entsetzens starrte er in den Raum voller schwarzuniformierter, überwiegend blonder Männer. »Die SS! Wir sind in den Händen der SS!« murmelte er immer wieder entsetzt vor sich hin.

Magnus legte ihm beruhigend eine Hand auf die Schulter. »Du irrst dich, mein Freund. Und vor allem sind wir nicht länger in Gefahr. Immerhin war die Polizei hinter uns her!«

»Ja, weil du dich mit dieser Mörderbande eingelassen hast, wie mir nun klar wird!« In Manfreds Augen schimmerten Tränen nur schwer unterdrückter Wut.

»Ich sehe keine Mörder, wenn ich mich umschaue. Es war die Polizei, die ein Hotel voller unschuldiger Menschen in die Luft sprengte, nur um uns zu erwischen, schon vergessen?«

»Verzweifelte Situationen erfordern verzweifelte Maßnahmen… und wenn ich sehe, daß es noch immer Truppen wie diese gibt, kann ich mir die Verzweiflung unserer Regierung bestens vorstellen.« Er verschränkte die Arme vor der Brust und senkte das Kinn. Offenbar hatte er keine Lust mehr, über das Thema zu sprechen.

Es fiel auf, daß offenbar niemand daran dachte, die beiden Fremden an Bord zu bewachen. Entweder war die Besatzung des »Stahlzepps« – so recht vermochte sich Wittmann unter dieser Bezeichnung nichts vorzustellen – sehr von sich eingenom-

men oder sehr unvorsichtig. Nun, er würde erst einmal abwarten und alles auf sich zukommen lassen.

Der Mann, der sie hergebracht hatte, kehrte mit zwei dampfenden Kaffeetassen zurück und stellte sie vor den Männern auf den Tisch. »Der wird Ihnen schmecken. Ich lasse Sie jetzt allein. Generalmajor Geyer wird gleich Zeit für Sie haben!«

»Danke, Kamerad. Dürfen Sie mir Ihren Namen nennen?«

»Selbstverständlich, Herr Oberleutnant. Ich bin Gefreiter Nilges. Guten Tag!«

Der Mann salutierte lässig und ging aus der Messe. Magnus war verblüfft. Anscheinend hatte jeder an Bord schon gewußt, welche »Gäste« man in den Bergen abholte. Sogar über seinen letzten Dienstrang war man informiert. Erstaunlich.

Oder erschreckend – je nach Perspektive.

Der Kaffee war hervorragend.

Als Geyer in die Messe zurückkam, trug er eine funkelnagelneue Generalsuniform, selbstverständlich schwarz, mit hohen Lederstiefeln und Reiterhose. Auf seinem Kopf saß eine schwarze Schirmkappe, an der ebenfalls der Gotenadler prangte. Er holte sich zuerst einen Kaffee von der Ausgabe und kam freundlich lächelnd an den Tisch. »Darf ich Platz nehmen?« Er setzte sich hin, ohne eine Antwort abzuwarten. Manfred Behrens starrte demonstrativ zur Decke.

»Schönen Gruß von Doktor Hilgers. Ich soll Ihnen ausrichten, daß Sie meine Wunde nach allen Regeln der ärztlichen Kunst versorgt haben. Wenn Sie mal irgendwann des Kämpfens müde sind, können sie bei ihm als Sani anfangen.«

»Sehr freundlich. Aber genug der Freundlichkeiten, General. Wo sind wir?«

»Ich bin Generalmajor. Bitte bleiben Sie korrekt.« Als der Angesprochene nicht reagierte, fuhr Geyer fort: »Wie Sie schon erfahren haben, befinden Sie sich an Bord von SZ 47 ›Adolf Jäckel‹. SZ steht für Stahlzeppelin. Diese Maschinen sind unsere Arbeitspferde: Zeppelinform mit vier diagonal gesetzten Leitflossen am Heck, Rumpflänge 237 Meter, Durchmesser 34 Meter, keine Gondel, sondern in den Bug integrierter Steuerstand. Die 15 Zentimeter dicke Hülle besteht aus Panzerstahl mit Einlagerungen aus Kohlenstoff und aromatischen Polyamidfasern. Sie ist nicht anmeßbar für die gegnerische Funkmeßortung und…«

»Funkmeßortung?« Wittmann fiel dem Generalmajor ins Wort, was der mit einem leichten Anheben der rechten Augenbraue quittierte.

»Bei Ihnen hat sich der amerikanische Begriff ›Radar‹ eingebürgert. Er bedeutet nichts anderes als ›radio detection and ranging‹, also etwa Funkerkennung und -abstandsmessung. Dieses Funkmeßverfahren, kurz FuMO,* wurde in Deutschland erfunden. Auch wenn wir nicht mehr in Deutschland leben, sind wir Deutsche durch und durch, und wir reden deutsch. Also vergessen Sie das Yankee-Kauderwelsch. Darf ich nun fortfahren?« Als Wittmann stumm nickte, erklärte Geyer: »Unsere Hülle ist nicht nur kaum anmeßbar, sondern auch von panzerbrechenden Waffen nur schwer zu knacken.«

»Erzählen sie mir keinen vom Pferd. Ein Luftschiff aus Panzerstahl würde sich keinen Zentimeter in die Luft erheben.«

»Sie irren sich. Man darf eben nur kein Gas als Tragmedium verwenden, sondern muß ganz einfach einen Atomreaktor und zwei Magnetrotationsringe einbauen. Diese MRR befinden sich senkrecht zur Flugrichtung in Bug und Heck, ermöglichen uns den Schwebeflug unter Ausnutzung des irdischen Magnetfelds und erschweren auch die Anpeilung mit FuMO enorm. Sie sorgen auch dafür, daß wir uns mit bis zu 480 Kilometern in der Stunde fortbewegen können. Und wenn wir eine nur geringe Menge der Magnetkraft abzweigen, können wir damit Wassertröpfchen anziehen und eine künstliche Wolke rings um das Schiff bilden, die uns vor optischer Erkennung schützt.«

Wittmann schnaufte hörbar. »Atomreaktoren, Magnetrotationsringe… wieviel kann dieses Schiff tragen?«

»Dank des AIn-Magnetfeldantriebs wird die Ladekapazität eines SZ nur durch die Größe seiner Laderäume begrenzt, Gewichtsobergrenzen sind rein theoretischer Natur. Ja, diese verdammten Ungeheuer aus dem Weltall haben technisch wirklich eine Menge drauf!«

»AIn… außerirdische Intelligenzen… dann waren Baumbachs Tagebuchaufzeichnungen also keineswegs das Produkt eines verwirrten Geistes?«

»Nein, Baumbach war bis zuletzt ein Mann von beeindruk-

---

* Funkmeßortung

kender Klarheit der Gedanken.« Geyer schwieg für einen kurzen Augenblick und fuhr dann fort: »Ich glaube, Sie und Herr Behrens haben Anspruch darauf, die Wahrheit über die AIn zu erfahren.«

When I wake a new day, on a better do day
But the dreams keep calling and calling and calling me back
Definitely no no
Need a new amigo to help me get my reality right

(Status Quo – Rossi/Frost)

10. Forschungskampf

»Nicht so hastig, Generalmajor!« Wittmann stand unter Anspannung von einem Ausmaß, wie er sie vielleicht noch nie zuvor in seinem Leben gefühlt hatte, aber er ließ sich nicht überfahren. »Bevor Sie mir Ihre sicher spannenden Geschichten erzählen, will ich wissen, warum Sie Manfred und mich mit an Bord Ihrer Übermaschine genommen haben. Und bitte erklären Sie mir nicht, daß Sie uns in alle Ihre kleinen Geheimnisse einweihen *mußten* – denn so war es nicht!«

Geyer sah ihn lange und eindringlich an. Er winkte eine Ordonnanz herbei und ließ eine neue Runde Kaffee bringen, bevor er endlich fortfuhr: »Wir hatten Sie schon lange im Visier, Wittmann. Die Thule-Truppen brauchen Männer wie Sie für den Kampf um die Erde. Daß Ihr Freund Behrens nun auch an Bord ist, halte ich für etwas unglücklich.« Zum erstenmal schaute er Manfred offen und direkt in die Augen. »Leute wie Sie mögen wir in Thule nicht besonders – wenn Sie verstehen, was ich meine!«

»Oh, ich verstehe sehr gut!« Behrens' Stimme klang leise und trotzdem schrill. »Sie haben etwas gegen Schwule. Sie befürchten, ›jemand wie ich‹ könnte ein bißchen zu viel Schwung in Ihren Männergesangsverein bringen!«

»Ja, mit viel bösem Willen könnte man es so ausdrücken.« Geyer musterte Manfred dermaßen durchdringend und intensiv,

daß der die Augen mit den langen dichten Wimpern niederschlug. »Aber das tut jetzt nichts mehr zur Sache. Sie sind an Bord, und wir alle werden uns mit der Situation arrangieren müssen.«

»Habe ich Ihnen eigentlich schon gesagt, daß Herr Behrens mein Freund ist? Nicht so, wie er es vielleicht gern hätte, aber ein Freund, den ich niemals in der Scheiße sitzen lassen würde.« Wittmanns Stimme klang gefährlich leise. »Seine Feinde sind auch meine Feinde. Sie verstehen?«

»Würden Sie anders denken, wären Sie kaum für unsere Truppe geeignet.« Geyer gab sich einen Ruck. »Beenden wir dieses unerfreuliche Thema und wenden uns den wirklichen Problemen zu.«

Manfred wollte noch etwas sagen, aber ein Blick Wittmanns brachte ihn zum Schweigen. »Wenn ich das recht verstehe, wurden die Frauen, auf die Baumbach Sie aufmerksam machte – und ich wette, er war nicht der einzige Mann mit einem solchen Auftrag –, von Ihrer Truppe entführt. Warum haben Sie nicht auch mich entführt, Herr Generalmajor?«

»Die Antwort ist ganz einfach: Frauen kann man formen, Männer nicht. Ein Mann, der nicht freiwillig zu den Thule-Truppen kommt, wird früher oder später zum Verräter – und deshalb werden wir ein sehr genaues Auge auf Sie haben müssen, Wittmann. Denn ich bin mir keineswegs sicher, ob Sie wirklich aus freien Stücken an Bord sind oder nur aufgrund der besonderen Umstände unseres Treffens. Wir haben Sie beobachtet, und wir wissen, daß Sie sich innerlich mehr und mehr vom System BRD entfernt haben. Aber ist diese Entfernung schon groß genug, um in unseren Reihen für die Rettung der Welt zu kämpfen?«

»Erzählen Sie mir mehr über Ihren Kampf. Gibt es tatsächlich Außerirdische auf unserer Welt?«

»Wir wissen es nicht genau. Wir gehen davon aus, haben aber momentan keinen konkreten Hinweis. Doch auf dem Mars sitzen sie definitiv, soviel steht fest.«

»Sie wollen mir weismachen, wir hätten es mit einer Invasion vom Mars zu tun? Vermutlich auch noch mit kleinen grünen Männchen, was?«

»Ersparen Sie mir Ihren Spott und lassen Sie mich einfach ausreden, Wittmann. Darf ich…?« Er wartete eine etwaige

Antwort gar nicht erst ab, nahm eine mächtige Zigarre aus der Brusttasche seiner Uniformjacke, schnitt sie an, wärmte das andere Ende mit einem langen Zündholz vor und setzte sie endlich in Brand. Genußvoll sog er den ersten Zug ein, seine Augen wurden für einen Moment ganz versonnen. Ein aromatischer Duft machte sich breit. Manfred hüstelte demonstrativ, aber Geyer beachtete ihn nicht.

»Aah… italienischer Kaffee und kubanische Zigarren! Man muß die kleinen Freuden des Lebens genießen, wann immer es geht. Aber zurück zu den AIn: Die haben einen Stützpunkt auf dem Mars, aber sie kommen nicht von dort, davon sind unsere Experten überzeugt.«

»Woher dann? Aus einem anderen Sonnensystem? Eher unwahrscheinlich, finden Sie nicht?«

»Ganz und gar nicht!«

»Hören Sie doch auf! Wollen Sie mir jetzt etwas von überlichtschnellen Raumschiffen erzählen? Das ist pure Science Fiction, und das wissen Sie, Generalmajor!«

Gelassen paffte Geyer an seiner Zigarre. »Das ist nicht nur Science Fiction oder besser gesagt utopische Literatur, das ist nach den Erkenntnissen unserer Wissenschaftler unmöglich.«

»Aha.«

»Wieso ›aha‹? Die AIn müssen nicht unbedingt mit Raumschiffen in unser Sonnensystem gekommen sein – wir haben auch noch keine ihrer Flugscheiben jenseits der Jupiterbahn orten können. Aber es gibt andere Möglichkeiten, an denen unsere Spezialisten arbeiten: Quantenverschränkung, Wurmlochdurchgänge… das sind die Stichworte, mit denen sie um sich schmeißen, und ich verstehe zugegebenermaßen nicht besonders viel davon. Ich weiß nur eines: Die Großhirne gehen davon aus, daß es auf dem Mars nicht nur eine Station der AIn gibt, sondern auch eine Art Portal, durch das sie Nachschub von ihrer uns unbekannten Heimatwelt erhalten.«

Einen Augenblick herrschte Schweigen am Tisch. Dann war es Manfred, der sich vorbeugte, demonstrativ den Zigarrenrauch beiseite wedelte und fragte: »Wenn diese Aliens« – er betonte den englischen Begriff mit Nachdruck – »nicht auf der Erde sind, sondern nur auf dem Mars – wo ist dann unser Problem? Oder hat *därrr Führrrärrr* auch den Mars erobert, und Sie wollen ihn mit den armen ETs nicht teilen?« Zum erstenmal, seit sie

das Hotel notgedrungen verlassen hatten, stahl sich wieder ein Grinsen auf Manfreds Gesicht. Endlich konnte er seinem Abscheu freien Lauf lassen

Geyer hingegen war alles mögliche – nur amüsiert war er nicht. »Wie oft muß ich es Ihnen noch sagen? Wir sind die Thule-Truppe, nicht die Waffen-SS und schon gar nicht die NSDAP. Der ›Führer‹ ist tot – und das seit dem vorigen Jahrtausend, falls es Ihnen noch nicht aufgefallen ist. Dem weint hier niemand eine Träne nach. Unsere Sorge – und unser Einsatz! – gilt ganz allein den Menschen der Erde. Nur wir sind in der Lage, den Angriff der AIn abzuwehren!«

Wittmann räusperte sich. »Es liegt mir fern, auf Manfreds dummen Witzen herumzureiten. Aber ehrlich gesagt ist auch mir nicht klar, wie diese außerirdische Bedrohung aussehen soll, wenn die Fremden nur auf dem Mars sind und nicht hier.«

»Das Problem sind ihre Lakaien.« Geyer trank seine Kaffeetasse mit einem Zug aus.

»Diese Ungeheuer haben etwas entwickelt… eine Art biologisches Hirnimplantat. Das ist nichts weiter als ein kleiner Lappen aus unseren kleinen grauen Zellen, vermutlich gentechnisch hergestellt. Auf normalen Röntgenaufnahmen muß man schon sehr genau hinschauen, um ein solches Implantat überhaupt zu entdecken. Doch wer dieses Ding einmal im Kopf hat, handelt nur noch im Sinne der AIn. So ein Implantatträger wirkt wie ein ganz normaler Mensch. Er behält seine Persönlichkeit und hat sogar noch seinen freien Willen. Nur in allen Angelegenheiten die AIn betreffend verfolgt er ausschließlich die Ziele der Fremden.«

Für einen Augenblick herrschte betroffenes Schweigen am Tisch.

Magnus räusperte sich. »Und woher kennt er die Ziele dieser AIn? Ich meine, woher weiß ein solcher Mensch, was die Außerirdischen wollen?«

»Genau können wir das noch nicht sagen, aber unsere Forscher vermuten, daß die Implantate sozusagen mit gewissen Grundbefehlen ausgestattet sind. Außerdem gehen sie davon aus, daß sie mit bestimmten Impulsen ganz nach Bedarf gesteuert werden können. Momentan glauben sie wohl, daß das per Infraschall geschieht. Wie genau, haben wir allerdings noch nicht herausbekommen.«

Manfred Behrens machte ein spöttisch-skeptisches Gesicht. »Sie wollen mir allen Ernstes erzählen, daß mitten unter uns eine Armee außerirdischer Zombies wandelt, und keiner hätte etwas bemerkt?«

»Die AIn-Lakaien sind keine *Untoten*. Gefallen Sie sich eigentlich sehr darin, Ihre deutsche Muttersprache so zu verunstalten, Behrens? Oder sind Sie Amerikaner und haben nur einen deutschen Namen angenommen? Reden Sie deutsch, Mann!«

»Warum sollte ich? Nur weil Sie die moderne Sprache der Gegenwart uncool finden?«

»Ich finde Ihr Kauderwelsch keineswegs unkalt, nichtkalt – oder warm, wie immer auch man es übersetzen mag. Ich finde es einfach nur dämlich!«

Wittmann trommelte vernehmlich mit den Fingern auf der Tischplatte. »Könnten wir zum Thema zurückkommen, Generalmajor? Was ist mit den Menschen, die dieses Implantat im Kopf haben?«

Geyer bekam seine Abneigung gegen Behrens wieder in den Griff. »Gar nichts ist mit ihnen. Sie fallen einfach nicht auf. Ohne eingehende Untersuchung ist nicht festzustellen, ob jemand solch ein Implantat im Kopf hat oder nicht. Nach den Stichproben, die wir gemacht haben, gehen wir allerdings davon aus, daß wir es weltweit mit mehreren Millionen willfährigen Lakaien der AIn zu tun haben. Und das ist noch eine optimistische Schätzung!«

»Dann… dann müßten eigentlich auch in Ihrer Truppe jede Menge Sklaven der Außerirdischen sein. Vielleicht sogar an Bord dieses Luftschiffs… theoretisch könnten also auch Sie ein solches Implantat tragen.« Wittmann fühlte sich plötzlich unwohl in seiner Haut.

»Nein.« Geyers Lächeln war fast bedauernd, schien um Verständnis zu heischen, »Und genau deswegen braucht die Menschheit die Thule-Truppen.«

»Ich verstehe nicht…«

»Dabei ist es ganz einfach. Die AIn-Implantate sind biologische Produkte. Es ist den Fremden nicht gelungen, ihnen eine große Schwäche auszutreiben – oder sie wissen nichts davon – oder es ist ihnen egal. Die Implantate reagieren allergisch auf den Kontakt mit bestimmtem menschlichem Erbgut. Es handelt

sich um eine spezielle Genkombination auf dem zwölften Chromosom.* Diese Kombination gibt es nur bei Völkern indogermanischer Herkunft.«

»Arier!« Voller Verachtung spuckte Manfred dieses Wort regelrecht aus. Sein Schnauzbart verdeckte das nervöse Kräuseln seiner Oberlippe. Fast.

Der Generalmajor lächelte, sein Blick war fast milde. »Und wenn es so wäre, Herr Behrens? Aber ich kann Sie beruhigen. In früheren Zeiten hätte man sicher von Ariern gesprochen, aber wissenschaftlich betrachtet handelt es sich eben um Menschen indogermanischer Herkunft. Diese spezielle Erbinformation, die uns – Sie auch, Behrens, obwohl man es kaum glauben möchte – vor einer Versklavung durch die AIn schützt, findet man vor allem bei den blonden Völkern Nordwesteuropas. Skandinavier, Engländer, Iren, Holländer, Deutsche, Nordfranzosen und Norditaliener – sie alle haben dieses schützende Gen. Aber eben nicht nur sie. Es gibt durchaus auch schwarzhaarige Indogermanen. Mein Kampfsporttrainer Ali Azimi beispielsweise ist Perser.«

»Und Sie sind ein verfluchter Rassist!«

»Es reicht jetzt!« Geyers Blick hätte ein ganzes Regiment vorlauter Rekruten zu Salzsäulen erstarren lassen, und auch bei Manfred verfehlte er seine Wirkung nicht. »Wir haben uns das nicht ausgesucht! Wenn hier jemand rassistisch ist, dann sind es die AIn – und Sie, Herr Behrens! Ich will und werde niemals begreifen, wie manche Menschen einen derartigen Haß auf das eigene Volk entwickeln können!«

Wittmann zog es vor, zum Thema zurückzukehren, denn auch seine Zweifel waren alles andere als ausgeräumt. »Was mir nicht so ganz in den Sinn will: Baumbach hatte nach eigener Aussage DNS-Tests für dieses ›arische‹ Gen. Aber er wollte mich bei der Hausdurchsuchung nur dann ins Vertrauen ziehen, wenn ich eine Flasche Mineralwasser leerte. Was sollte das?«

»Ich gehe mal davon aus, daß dieses Mineralwasser stark kohlensäurehaltig war?« Als Wittmann stumm nickte, grinste

---

* Erbkörperchen. Bestandteil des Zellkerns, unter dem Mikroskop sichtbarer Träger der Erbinformation. Der Mensch besitzt 23 Chromosomenpaare.

Geyer. »Baumbach war immer ein gerissener Hund. Eine Erbgutprüfung hätte mehrere Stunden gedauert, dafür blieb ihm keine Zeit mehr. Aber Kohlensäure tut es notfalls auch!« Wittmann schaute den Offizier verständnislos an, so daß der sich beeilte, fortzufahren. »Kohlensäure – CO_2 – ist Gift für die AIn. Mehr als 180 tpm ertragen sie nicht.«

»Tpm?«

»Teilchen pro Million.« Geyer warf einen giftigen Seitenblick auf Behrens. »Die Jünger des heutigen Dummdeutsch würden wohl von ppm* sprechen. Egal. Irgendwie sind die Gehirnimplantate biologisch verwandt mit den AIn. Wir haben bei Versuchen festgestellt, daß sie bei 420 tpm absterben. Und wenn jemand Mineralwasser mit viel Kohlensäure trinkt, wird dieser Wert kurzfristig erreicht. Wären sie ein Lakai der AIn gewesen, hätten Sie zumindest starke Kopfschmerzen bekommen!«

»Da stimmt doch etwas nicht. Wenn ich die Zahlen, die auf dem letzten G8-Gipfel genannt wurden, noch richtig im Kopf habe, liegt die momentane CO_2-Konzentration in der Atmosphäre bei über 300 pp… tpm.«

»Korrekt. 382 tpm, um genau zu sein, oder 0,038 Prozent.«

»Aber diese AIn sterben bei 180?«

»Ebenfalls korrekt. Die meisten Regionen unseres Planeten können sie momentan nur in Schutzanzügen betreten.«

»Die wollen also eine Welt erobern, auf der sie nur im Raumanzug leben können? Sind die verblödet oder was?«

»Eher oder was. Wer, meinen Sie, steckt denn hinter dieser weltweiten Klimahysterie? Kaum hatten die AIn ihre schleimigen Füße auf unsere Welt gesetzt, schossen überall die Umweltgruppen wie Pilze aus dem Boden. Die haben alles versucht, um unsere Industrie zurückzustutzen. Anfangs blieben die Vorwürfe noch ganz allgemein, die AIn-Lakaien setzten sich ein gegen Umweltverschmutzung und für eine saubere Luft. Ihr erster großer Angriff auf unsere Welt war ihre Kampagne zur Einführung des Katalysators bei Autos. Sie haben wohl damit gerechnet, daß die Autoindustrie zusammenbrechen würde, wenn jedes Fahrzeug zwangsweise um mehr als 1500 TM** verteuert wür-

---

* parts per million

** Thule-Mark. Eine TM entspricht rund zwei Euro.

de. Aber sie haben die Menschen unterschätzt. Und als die Industrie ungehemmt weiterwuchs, blieb den AIn nichts anderes mehr übrig, als ihre wahren Ziele zu enthüllen und unverhohlen für eine Senkung des Kohlendioxidgehalts der Atmosphäre einzutreten, obwohl CO_2 ebenso harm- wie wirkungslos auf das Klima ist.«

»Moment mal… Katalysatoren sind also angeblich nur dazu gut, um die Autoindustrie zu ruinieren?«

»So ist es. Denn sie filtern aus den Abgasen nichts weiter als die Stickoxide heraus, die vollkommen harmlos sind. Wußten Sie, daß das sogenannte ›Waldsterben‹ in den USA erst begann, *nachdem* man die Katalysatorpflicht eingeführt hatte?«

Wittmann schüttelte stumm den Kopf, und Geyer fuhr fort: »Angenehmer Nebeneffekt der allgemeinen Katalysatorpflicht war für die AIn die Belastung unserer Atemluft mit dem Schwermetall Platin. Ihnen scheint es jedenfalls weniger auszumachen als uns. Haben Sie sich mal die Entwicklung der Zahl der Krebstoten seit Einführung der Katalysatorpflicht angesehen?«

»Nein, aber lassen wir das doch beiseite und kommen auf das Kohlendioxid zurück. Sie wollen also behaupten, die Klimakatastrophe sei eine Erfindung Außerirdischer?«

»So ist es. Denn es gibt keine Klimakatastrophe. Zugegeben, in den letzten Jahren ist es wärmer geworden auf der Erde, aber das hängt einzig und allein mit den natürlichen Schwankungen der Sonnenintensität zusammen. Doch dieses Wissen wird von den AIn-Lakaien systematisch unterdrückt. Oder kennen Sie etwa die Pressemitteilung der Max-Planck-Gesellschaft vom 27. Oktober 2004? Danach ist die Sonne seit über 8000 Jahren nicht mehr so aktiv wie in den vergangenen 60 Jahren. Aber solche Stimmen finden einfach kein Gehör mehr. Was, glauben Sie wohl, ist das Ziel des momentanen Krieges der USA gegen China?«

»Nach allem, was ich weiß, geht es um die Freiheit Taiwans. Aber Sie werden mir sicher gleich etwas anderes sagen.«

»So ist es. Die AIn-Lakaien in beiden Regierungen haben gezielt auf diesen Krieg hingearbeitet. Chinas Wirtschaft ist zu stark gewachsen und setzt zuviel CO_2 frei – jedenfalls zuviel für den Geschmack der AIn. Sie müssen fürchten, daß die Gehirnimplantate ihrer Sklaven absterben, wenn die Weltkonjunk-

tur weiter so brummt wie momentan. Vergessen Sie nicht, daß wir augenblicklich einen CO_2-Gehalt in der Atmosphäre von 382 tpm haben. Bis 420 fehlt nicht mehr viel. Dann würden die Implantate absterben, und die AIn hätten kein Sklavenheer mehr. Ich glaube, dann müßten sie sich aus dem Sonnensystem zurückziehen.«

»Sie wollen mir weismachen, der jetzige Krieg richtet sich vor allem gegen das chinesische Wirtschaftswachstum?«

»Wogegen denn sonst? Nennen Sie mir einen anderen plausiblen Grund dafür, daß die Amerikaner das Land gerade zurück in die Steinzeit bomben. Und ich garantiere Ihnen eines: Wenn die fertig sind mit China, dann ist Indien dran.«

Behrens hatte die letzten Minuten still dagesessen und zugehört, aber dann konnte er nicht mehr an sich halten. »Was Sie da sagen, klingt im ersten Moment so faszinierend wie alle Verschwörungstheorien. Doch Ihre Geschichte hat eine große Schwäche, Geyer. Nach wie vor sind die USA der größte Umweltverschmutzer dieses Planeten. Wenn Ihre *Aliens*«, – wieder betonte er das Wort und bedachte den Generalmajor dabei mit einem hämischen Blick –, »wirklich so mächtig sind, warum zerstören sie dann nicht ganz einfach die amerikanische Industrie?«

»Anfangs haben sie es versucht. Aber nach dem Desaster mit den Katalysatoren wurde ihnen wohl klar, daß sie Amerika noch brauchen, um den Rest der Welt zu unterwerfen. Wenn ihnen das erst gelungen ist, dann… ja, dann möchte ich lieber nicht in den USA leben.«

»Das tun sie ja sowieso nicht, wenn ich Sie richtig verstanden habe.« Wittmann bemühte sich um einen sachlichen Tonfall. »Ich habe jetzt schon so viel von Ihrem geheimnisvollen Reich Thule gehört. Meinen Sie nicht, es wäre an der Zeit, uns die ganze Geschichte zu erzählen?«

Geyer nickte. »Das hätte ich schon längst getan, würde mich Ihr Freund Behrens nicht andauernd unterbrechen. Aber ich habe nicht vor, Ihnen etwas zu verheimlichen. Also hören Sie mir einfach zu. Die ganze Geschichte begann im Jahr 1938…« Und dann berichtete der Generalmajor von Ereignissen, wie sie unglaublicher nicht hätten sein können…

*

In den frühen Morgenstunden dieses denkwürdigen Tages hatten die europäischen Großmächte in München das Abkommen über die Abtretung der sudetendeutschen Gebiete an das Reich unterzeichnet. Für Sturmbannführer* Hermann Ritter von Herford würde dieser 30. September des Jahres 1938 allerdings aus anderen Gründen von unauslöschlicher Bedeutung bleiben…

Gegen Mittag war er zum Reichsführer SS bestellt worden und hatte eine umfangreiche Dokumentenmappe in die Hand gedrückt bekommen sowie ein paar warme Worte seines obersten Vorgesetzten ertragen müssen.

Offenbar hatte der Erfolg von München Himmler beflügelt, die teure Expedition, die von Herford vor beinahe einem Jahr beantragt hatte, endlich zu genehmigen. In einer Woche würde die »MS Walter Burg« in Hamburg ablegen und ihn in die Antarktis bringen.

Von Herford hatte die Unterlagen nur flüchtig durchgeblättert und gesehen, daß die Mitfahrt sämtlicher Expeditionsteilnehmer, die er beantragt hatte, genehmigt worden war. Auch an der Material- und Ausstattungsliste waren keine Streichungen vorgenommen worden.

Das mußte gefeiert werden, und so hatte von Herford seine Verlobte Petra Cranen in die Berliner Staatsoper eingeladen. Diese Nacht würde er noch mit ihr verbringen können, am nächsten Morgen mußte er den Zug nach Hamburg besteigen. Dann konnte mehr als ein Jahr vergehen, bis sie sich wiedersahen. Von dem Abend in der Oper hatte sich Hermann, der ein ausgesprochener Freund und Kenner klassischer Musik war, nicht viel versprochen: Ein junger Dirigent aus der Provinz, ein gewisser Herbert von Karajan, seines Zeichens Generalmusikdirektor in Aachen, hatte Beethovens »Fidelio« gegeben. Der Abend war umwerfend geworden, und selbst Petra, die eigentlich viel mehr für zeitgenössische Schlagermusik übrig hatte, war von der beeindruckenden Interpretation von Karajans regelrecht gerührt gewesen. Von diesem Mann hatte man nicht zum letzten Mal gehört, dessen war sich von Herford sicher.

---

* Major

Daß man von ihm selbst zumindest im Deutschen Reich nie wieder etwas hören würde, war ihm zu diesem Zeitpunkt noch nicht bewußt…

*

Am Freitag, dem 7. Oktober 1938, legte die »MS Walter Burg« vom Hamburger Expeditionskai ab und machte sich auf die lange Reise nach Süden. Niemand an Bord trug Uniform. Das Schiff gehörte einer privaten Reederei und war vom SS-Hauptamt für diese Expedition gemietet worden.

Auch Hermann von Herford und seine sechs Begleiter trugen lieber Zivil. Sie alle waren zwar Mitglieder der SS – Hermann war der Ranghöchste, Unterscharführer* Steiner der Rangniedrigste –, aber in Wirklichkeit waren sie der »Schutzstaffel« nur beigetreten, weil sie sich erhofften, so ihren gemeinsamen Traum verwirklichen zu können: die Erstbesteigung möglichst vieler Berggipfel in der Antarktis.

Aber der Leiter dieser Organsiation hätte natürlich niemals eine derart teure Expedition finanziert, nur um den sportlichen Ehrgeiz von sieben jungen Männern zu befriedigen.

Daher hatte ihm von Herford jede Menge Material der Art zugeschickt, von dem er wußte, daß der kleine Mann mit der großen Macht darauf reagieren würde: Angeblich waren die Wikinger im neunten Jahrhundert entlang der Küste Südamerikas gesegelt, hatten die Antarktis entdeckt und dort einige Jahrzehnte lang gesiedelt.

Nun stellte die höchste Erhebung des angeblichen Zielgebiets mit 3400 Metern nicht gerade die gewaltigste Herausforderung für einen geübten Bergsteiger dar (tatsächlich sollte von Herfords Gruppe sogar lange vor dem Rest der Menschheit herausfinden, daß der Gipfel, der bald den Namen Geßner-Spitze erhalten würde, in Wirklichkeit sogar noch 100 Meter niedriger war), aber der Plan sah vor, entlang der Küste bis in den Teil der Antarktis vorzustoßen, in dem die Amerikaner eine Forschungsstation unterhielten, und dort den Mount Ulmer mit seinen mehr als 8000 Metern zu bezwingen.

---

* Unteroffizier

Aber davon brauchte ja vorerst niemand im Reich zu erfahren. Um die Pläne entsprechend »verkaufen« zu können, war ein Vorgehen über den unverdächtigen Teil der Antarktis unumgänglich, in dem die Norweger einen Forschungsposten unterhielten. (»Warum wohl?« hatte von Herford seinen obersten Vorgesetzen vieldeutig gefragt, und dieser, der von dem Wahn besessen war, überall in der Welt germanische Siedlungsspuren zu finden, hatte genickt. Er war ihm in die Ideologiefalle getappt.) Von Herford war sich sicher, daß man genügend »Wikinger-Spuren« der Art finden würde, die einen Weitermarsch der Expedition bis zu den höchsten Gipfeln der Antarktis auch in den nickelbebrillten Augen seines Vorgesetzten als gerechtfertigt erscheinen lassen würden.

Und wenn man auf der Suche nach diesen Spuren eben ein paar Gipfel besteigen mußte…

Er wußte allerdings auch, daß zur gleichen Zeit eine große »offizielle« Südpolarexpedition vorbereitet wurde, finanziert vom Oberbefehlshaber der Luftwaffe und Reichsminister für Forsten, Göring.

Auch von Herfords wiederholte Hinweise auf diese Expedition, für die der »Reichsjägermeister« an der SS vorbei allen Ruhm einstreichen könnte, hatten wohl zu der heutigen Entscheidung beigetragen. Der Ritter aus altem westfälischem Adel hatte den mächtigen Funktionär regelrecht über den Tisch gezogen. Zu so etwas war nur ein Mann fähig, für den »Angst« ein absolutes Fremdwort war.

Hermann Ritter von Herford war groß, schlank, blond, blauäugig – und er war hart. Genau die Sorte Mann, die man in der SS haben wollte. Wie hart von Herford tatsächlich sein konnte, war ihm in den Tagen seiner letzten Fahrt nach Süden allerdings selbst noch nicht klar.

*

Am 28. Oktober machte die »MS Walter Burg« für ein paar Stunden in Kapstadt fest, um Kohle zu bunkern und die Lebensmittelvorräte zu ergänzen. Der über Telegramm aus Berlin informierte deutsche Generalkonsul vor Ort hatte alles bestens organisiert. Niemand ging von Bord, noch vor Einbruch der Abenddämmerung stach der Dampfer wieder in See.

Kapitän Schell folgte dem nullten Längengrad nach Süden. Der antarktische Sommer hatte begonnen und brachte für diese Region ungewohnt ruhiges Wetter. Als man am 11. November die Packeisgrenze vor der Kronprinzessin-Martha-Küste erreichte, hatte man zwar die Funksignale einer kleinen norwegischen Forschungsstation empfangen, aber kein einziges fremdes Schiff gesehen. Also wurde Funkstille gehalten.

Die Ausrüstung wurde aufs Eis verladen, und Kapitän Schell kehrte auftragsgemäß in eisfreie Gewässer zurück, wo er warten sollte, bis von Herfords Gruppe über Funk seine Unterstützung anforderte.

Drei Motorschlitten, die genau nach von Herfords Wünschen gebaut worden waren, bildeten den Kern der Expeditionsausrüstung. In den Motoren liefen neue Öle, die speziell für Betrieb bei Minusgraden entwickelt worden waren. Es sah ganz danach aus, als hätte die Regierung ein gesteigertes Interesse an solchen Produkten. Die Raupen, auf denen die Schlitten liefen, waren aus einem neuen Buna-Material* gefertigt, das bis minus 50 Grad kältestabil sein sollte. Schon mehr als einmal hatte sich von Herford gefragt, an welcher kalten Region das Reich interessiert sein könnte, und noch nie war ihm eine sinnvolle Antwort eingefallen.

Der Sommer in der Antarktis war in diesem Jahr besonders warm, die Temperaturen sanken kaum einmal unter minus zwanzig Grad, und es gab keinen einzigen Schneesturm. Im Licht der nicht untergehenden Polarsonne kam die Expedition rasch voran. Nach etwas mehr als zwei Wochen war das Gebirge erreicht, das bald schon den Namen Mühlig-Hofmann tragen sollte.

Von Herford drückte mächtig aufs Tempo, weil er der Expedition Görings aus naheliegenden Gründen aus dem Weg gehen wollte. Er wußte allerdings nicht, daß die »Konkurrenz« eine Erkundung der Antarktis nur vom Flugzeug aus plante und keine Bodenexpedition.

Der arktische Sommer hatte gerade erst begonnen, und ein Berg, der nur wenig höher als die Zugspitze war, schien das ideale Übungsgelände für alpine Unternehmungen im ewigen

* künstlicher Kautschuk für die Herstellung von Autoreifen

Eis. Unterscharführer Steiner fand ein windgeschütztes Hochtal, in dem man das Lager errichten konnte.

Schon am nächsten Tag brachen die Männer in Richtung des noch namenlosen Gipfels auf, den sie am Heiligen Abend erreichen wollten.

Im Schein der antarktischen Mitternachtssonne ging der Aufstieg trotz der Kälte rasch vonstatten, und von Herford mußte seine Männer bremsen, damit sie die nötigen Ruhezeiten einhielten. Am Mittag des 24. Dezember 1938 war der Gipfel erreicht. Von Herford stellte die deutsche Fahne in den Schnee und posierte mit seinen Freunden für ein Erinnerungsphoto.

Dann mußte er sich kurz verdrücken, weil er ein menschliches Bedürfnis verspürte. Um dem in der trotz des arktischen Sommers grimmigen Kälte ungefährdet nachgehen zu können, brauchte er ein absolut windgeschütztes Örtchen. Also stieg er einige Meter vom Gipfel hinunter, wo sich ein paar Felsen zu einem Winkel formierten, in den der Wind nicht hineinschneiden konnte.

Erstaunlicherweise lag hier kein Schnee. Er öffnete die Hose und ließ den Druck aus der Blase ab. Er mußte sich beeilen, um sich keine Frostbeulen an seinem liebsten Körperteil zu holen. Von Herford war komplett vermummt, auch im Gesicht. Trotz des arktischen Sommers konnte man – vor allem in dieser Höhe – nackte Haut kaum mehr als 60 Sekunden lang ungeschützt den eisigen Temperaturen aussetzen.

Deswegen war er mehr als nur überrascht, als er an seinem sensibelsten Organ einen angenehm milden Lufthauch verspürte.

Er sperrte den kleinen Mann wieder weg und sah sich verblüfft um: Es hatte wohl seine Gründe, daß in diesem Winkel kein Schnee lag.

Probeweise zog Hermann einen Handschuh aus: Ja, der warme Luftstrom war deutlich zu spüren, auch wenn er sich in der antarktischen Kälte rasch verflüchtigte. Zu den Felsen im Hintergrund allerdings wurde er immer deutlicher spürbar. Der Offizier folgte ihm – und machte eine Entdeckung, die die Welt verändern sollte…

*

»Von Herford muß wohl zuerst an ein Weihnachtsgeschenk für sich und seine Männer, dann vielleicht an eines für Deutschland gedacht haben.« Generalmajor Geyer machte einen letzten Zug an seiner Zigarre und legte sie dann in den Aschenbecher, ohne sie auszudrücken. »Doch tatsächlich war seine Entdeckung ein Weihnachtsgeschenk für die ganze Welt, wie sich schon bald herausstellen sollte. Der Berg, der wenig später den Namen Geßner-Spitze erhielt, war durchzogen von einem Labyrinth von Höhlengängen, aus denen eine angenehme Wärme emporstieg. Die sieben Männer erkundeten die Gänge – und stießen auf eine Höhle voller Schrott. Doch dieser Schrott war kein gewöhnlicher: Er stammte nicht von dieser Welt. Das bewiesen nicht zuletzt zwei Skelette von absolut nichtmenschlichen Wesen, die die Gruppe ebenfalls entdeckte.

Angesichts der Zustände im damaligen Deutschland war es kein Wunder, daß Himmler die Entdeckung für sich behielt und allein auszuwerten gedachte. Nachdem es von Herford und seinen Männern gelungen war, aus dem Schrott ein derart leistungsfähiges Funkgerät zu bauen, mit dem sie Berlin problemlos erreichen konnten, und zwar auf bisher für unmöglich gehaltenen Frequenzen, die die anderen Mächte nicht abzuhören vermochten, stand der unglaubliche Wert des ›Schrotts‹ zweifelsfrei fest.

Der Gruppe wurde befohlen, im Berg zu bleiben und die Fremdtechnik zu bewachen. Himmler schickte im geheimen weitere Spezialisten, aber er mußte vorsichtig sein, um nicht aufzufallen. Also reichte die Kapazität nicht einmal ansatzweise aus, um die sich hier bietenden Möglichkeiten zu nutzen und zu erfassen. Mit Ausbruch des Krieges verschoben sich die Prioritäten, und der mittlerweile zum Obergruppenführer* beförderte von Herford war, wie wir aus seinen Aufzeichnungen wissen, mehr als einmal kurz davor, den Befehl zu verweigern, ins Reich heimzukehren und seine Entdeckung öffentlich zu machen. Er wollte endlich die Mittel bekommen, die notwendig waren, um diesen brachliegenden Wissensschatz auszuwerten.

Zum Glück für uns kam es anders. Anfang 1944 versuchte eine kleine Gruppe zu erkunden, woher genau die Erdwärme

---

* General

kam, die das Höhlensystem beheizte. Sie stieg tiefer hinab in den Berg als je ein Mensch vor ihnen – und fand eine offenbar künstlich erschaffene Hohlwelt von gigantischen Ausmaßen. Doch sie war leer, weitere Technikfunde wurden dort nicht gemacht.

Allerdings machten die Männer eine andere bedeutende Entdeckung: Aus dem Südatlantik zieht sich ein Meeresgraben ungefähr entlang des nullten Längengrades quer durch die Antarktis – und damit auch durch die Hohlwelt unter Neu-Schwabenland, wie dieses Gebiet seit der offiziellen deutschen Antarktisexpedition heißt. Vulkanische Kräfte haben diesen Graben ins Gestein gefräst, so daß er in großen Teilen unterirdisch verläuft.

Wer auch immer die Hohlwelt erschaffen hat, wußte von dem Graben und nutzte ihn aus, um mit seinem warmem Wasser diese Welt zu beheizen. Gleichzeitig stellt der Graben eine geheime Verbindung zur Außenwelt dar, befahrbar nur mit U-Booten.

Auf diese Weise war es dem Reich endlich wieder möglich, verstärkt Kontakt zum Gebiet von Neu-Schwabenland zu halten. Eines der neuen U-Boote vom Typ XXIII mit Walter-Antrieb erkundete auf seiner Jungfernfahrt den Graben und unterquerte die Antarktis so von Neu-Schwabenland bis zum Süd-Viktoria-Land.

Endlich standen mit diesen Booten und den weitgehend baugleichen Elektro-U-Kreuzern vom Typ XXI Werkzeuge zur Verfügung, um eine dauerhafte und vom Feind nicht störbare Verbindung zwischen dem Reich und Neu-Schwabenland zu garantieren. Nach allem, was wir wissen, war es nur ein Zufall, daß die AIn und ihre Lakaien auf der Erde nichts davon erfuhren, sonst wäre auch die U-Boot-Verbindung sicher dauerhaft unterbrochen worden.

So aber gelang es uns endlich, ausreichend Wissenschaftler, Ingenieure und Material nach Neu-Schwabenland zu bringen, um die außerirdischen Hinterlassenschaften systematisch zu erforschen. Innerhalb weniger Monate wurden gigantische Fortschritte erzielt, aber zu spät, um das Kriegsglück noch zu wenden.

Als sich Ende 1944 immer deutlicher abzeichnete, was Soldaten der Wehrmacht, die in Kriegsgefangenschaft gerieten, drohte, setzten sich zahlreiche Angehörige der Truppen in die Ant-

arktis ab. Das ist der Grund dafür, daß praktisch keine Boote der Typen XXI und XXIII mehr im Krieg zum Einsatz kamen, was viele Forscher noch heute verwundert… Ja, Herr Behrens?«

Manfred hatte ebenso vernehmlich wie verächtlich geschnaubt.

»Was stört Sie an meinem Bericht?«

»Sie sagen das so nebenbei: ›Was Soldaten der Wehrmacht in Kriegsgefangenschaft drohte‹. So etwas nennt man Euphemismus. Eine derart schreckliche Truppe hatte es nicht anders verdient!«

Geyer schien kurz davor zu explodieren, doch er behielt sich unter Kontrolle. »Wenn ich von Soldaten rede, meine ich ausschließlich Angehörige der kämpfenden Truppe. Und dazu gehörte auch die Waffen-SS. Das waren Soldaten wie alle anderen Wehrmachtsangehörigen auch: Männer, die ihre Pflicht taten. Sie sollten einfach mal nachlesen, was Ihre früheren Bundeskanzler Adenauer und Schmidt über die Wehrmacht allgemein und diesen Verband im besonderen gesagt und geschrieben haben, dann würden Sie vielleicht anders denken.« Geyer sah Manfred direkt in die Augen, bis dieser den Blick senkte. »Und wenn nicht, ist es mir auch egal.«

Der Generalmajor wandte sich wieder an Wittmann: »Insgesamt konnten wir fast 300 000 Mann nach Neu-Schwabenland evakuieren. Wir richteten uns ein und erkundeten unsere neue Welt. Rasch fanden wir heraus, daß es nicht nur außerirdische Leichen auf der Erde gab, sondern auch noch höchst lebendige Fremdwesen, die bald den Namen AIn weghatten. Wir schickten Agenten los und fanden heraus, daß die Unbekannten schon mindestens 30 Jahre unter uns weilten, also etwa seit Beginn des Ersten Weltkriegs.

Trotzdem fühlten wir uns sicher in unserer neuen Heimat – bis am 2. Dezember 1946 der amerikanische Admiral Byrd mit einer großen Kriegsflotte – darunter der Flugzeugträger ›Philipine Sea‹ – und fast 5000 Marineinfanteristen, Panzern und Artillerie in die Antarktis aufbrach.

Die Amis wußten, wo unsere geheimen Stützpunkte waren, und wollten uns ausräuchern! Sie hatten sich vorgenommen, uns in einem halben Jahr niederzukämpfen. Doch schon Anfang März kehrten sie geschlagen in die USA zurück, denn wir hatten mittlerweile unsere ersten Flugscheiben und Stahlzeppeline

nach außerirdischem Muster gebaut und fügten ihnen schwere Verluste zu.

Wir hätten uns freuen können über den Sieg, doch es war klar, daß uns irgend jemand an die Amerikaner verraten hatte – aber wer? Wie Sie wissen, war die Wehrmacht zumindest teilweise eine multikulturelle Truppe, wie man heute bei Ihnen sagen würde. Sie hatte Freiwillige aus ganz Europa in ihren Reihen, sogar Asiaten und Afrikaner.

Es war ein Zufall, daß ein Mitglied der ehemaligen 21. Division ›Skanderbeg‹, ein Albaner, bei einem Dienstunfall ums Leben kam und in der neugegründeten medizinischen Hochschule von Neu-Berchtesgaden auf dem Tisch des Sezierkurses landete. So kamen wir dem Geheimnis der Gehirnimplantate auf die Spur.

Sie können sich den Schrecken vorstellen, den die theoretische Möglichkeit auslöste, daß jeder von uns so ein Ding im Kopf haben könnte, das ihn zum Verräter machte.

Aber es stellte sich rasch heraus, daß es eine biologische Unverträglichkeit zwischen dem außerirdischen Gewebe und dem nordischer Menschen beziehungsweise Indogermanen gab. Allen Nichtariern in Neu-Schwabenland wurde danach der Zugang zu Funkgeräten und der Weg nach draußen dauerhaft versperrt.

Unsere Spione in der übrigen Welt zeigten uns nach und nach das Ausmaß der Bedrohung durch die AIn. Als die Russen ihre erste Atombombe zündeten, deren Pläne sie von den AIn-Lakaien Julius und Ethel Rosenberg bekommen hatten, konnten wir den Amis zwar noch stecken, was da ablief, aber als sie die Rosenbergs verhafteten und ihnen den Prozeß machten, zeigte uns die weltweite Empörungswelle, wie stark der Einfluß der AIn mittlerweile geworden war.

Wir erkannten, daß nur wir – und wir allein! – in der Lage waren, die Erde gegen die Übernahme durch die AIn zu verteidigen. Daher konzentrierte sich das Reich Thule vollständig auf die militärische Rüstung und die Entwicklung neuer Spitzentechnologien.

Als wir von der CO_2-Empfindlichkeit der AIn erfuhren, wußten wir endlich, wo wir nach ihnen suchen mußten: in Gebieten mit besonders reiner Luft.

1953 führten wir unsere erste Großaktion gegen eine AIn-

Bastion auf Borneo durch, das damals noch allerbeste Reinluft hatte, und säuberten sie vollständig.

Thule-Agenten sorgen seitdem weltweit für die Rodung und das Abbrennen großer Waldgebiete, die perfekte Ruheräume für die AIn sind.«

Wieder stöhnte Manfred vernehmlich, doch diesmal zog Geyer es vor, ihn nicht zu beachten.

Ungerührt fuhr er fort: »Aber nun sind offenbar einige AIn mit neuen, stärkeren Flugscheiben vom Mars gekommen und verfolgen neue, noch unbekannte, aber auf jeden Fall finstere Pläne. Erstmals seit fünf Jahrzehnten greifen sie auch Thule direkt an. Erde und Menschheit sind in allerhöchster Gefahr! Auch der amerikanisch-chinesische Krieg geht nach unseren Erkenntnissen auf das Konto der AIn. Die florierende chinesische Wirtschaft erzeugt zuviel Kohlendioxid für den Geschmack der Außerirdischen. Also muß sie zerschlagen werden. Und da sich die AIn nach Möglichkeit selbst aus allen Händeln heraushalten, schicken sie die Amerikaner los.

Sie sehen, die Thule-Truppen brauchen jeden Mann, den sie bekommen können. Deshalb wollen wir auch Sie, Wittmann. Ich bin befugt, Ihnen die Aufnahme in unsere Armee im Rang eines Hauptmanns anzubieten. Und Sie dürfen mir ruhig glauben, wenn ich Ihnen versichere, daß Männer wie Sie es bei uns meist bis ins Oberkommando schaffen – falls es ihnen gelingt, am Leben zu bleiben.«

Magnus schwieg. Nachdenklich sah er Geyer in die Augen. Der hielt seinem bohrenden Blick mühelos stand.

»Ihnen liegt doch eine Frage auf der Zunge, Wittmann. Vorwärts, heraus damit. Machen Sie keine Mördergrube aus Ihrem Herzen.«

»Also gut. Ich bitte Sie nur um eines: um eine offene und ehrliche Antwort. Was wird aus mir, wenn ich Ihr großzügiges Angebot ablehne?«

»Dann werden Sie bedauerlicherweise aus dem Stahlzepp fallen.«

Little blue eyed lady
How come you're all alone
I've been asking
No one seems to know
To whom do you belong
Little blue eyed lady

(Status Quo – Lancaster/Parfitt)

11. Geschlechterkampf

Generalmajor Geyer ließ die beiden Männer allein am Tisch in der Messe. Magnus Wittmann sah natürlich, daß zumindest vordergründig keiner der Schwarzuniformierten dazu abkommandiert war, ihn und Manfred zu bewachen. Allerdings war ihm auch bewußt, weshalb eine solche Maßnahme völlig unnötig war: Die Besatzung dieses unglaublichen Luftschiffes bestand aus Elitesoldaten. Magnus war einst selbst einer gewesen, und er erkannte seinesgleichen auf den ersten Blick. Diese Männer brauchten keine symbolischen Handlungen.

Sie taten einfach, was nötig war – und auch nur dann, *wenn* es nötig war.

Wittmanns Entschluß war längst gefallen, auch wenn der Brigadeführer noch daran zweifeln mochte.

Aber der Ex-KSK-Soldat und inzwischen auch Ex-Agent hatte seine Heimat verloren. In der Bundesrepublik des Jahres 2010 war kein Platz mehr für Männer wie ihn. Er hatte die Entwicklung seines geliebten Deutschland hin zu einem Vielvölkerstaat stets abgelehnt, ja verabscheut.

Aber war Deutschland gebunden an ein geschundenes Stück Land – oder war Deutschland nicht vielmehr da, wo die Deutschen waren?

Und in diesem Sinne war die geheimnisvolle Maschine, in deren Bauch er saß und den besten Kaffee seit Jahren schlürfte, deutscher als die ganze Bundesrepublik.

Ja, Magnus Wittmann hatte seine Heimat gefunden. Er konnte es kaum noch erwarten, die schwarze Uniform anzulegen.

Manfred Behrens hingegen war nur noch ein Häufchen Elend. Er barg das Gesicht in den Händen und murmelte unverständliches Zeug. Wittmann klopfte ihm freundschaftlich auf die Schulter. »Kopf hoch, alter Junge. Wir hätten es schlimmer treffen können, findest du nicht?«

»Nein.« Behrens ließ die Hände sinken und blickte seinen Freund an. Tränen liefen ihm über das Gesicht, was Magnus peinlich berührte. Er haßte es schon, wenn Frauen weinten.

Manfred wischte sich die Tränen weg und riß sich zusammen. »Wenn ich diesem Geyer glauben darf, werden wir von Außerirdischen angegriffen und von ihren Lakaien regiert. Und ausgerechnet die Thule-Truppen sind unsere letzte Chance! Wenn das alles stimmt, müßten wir diesen… diesen Ungeheuern ja noch glatt dankbar sein! Weißt du denn nicht, was für eine Katastrophe das darstellt?«

»Ich weiß es nicht, aber du wirst es mir sicher gleich sagen.«

»Wenn das bekannt wird, werden allüberall auf der Welt die Rechtsextremisten und Revisionisten aus ihren Löchern kriechen und erklären, daß sie es ja schon immer gewußt hätten und daß die weltweite Abscheu gegenüber ihnen nichts weiter ist als das Ergebnis einer gigantischen Verschwörung!«

*

Am nächsten Abend hatte SZ 47 Afrika erreicht. Als die Nacht hereinbrach, wurde die Wolkentarnung überflüssig, und Wittmann konnte auf dem Flachbildschirm in der Kabine, die man ihm und Behrens zugeteilt hatte, den Hohen Atlas sehen. Das grünstichige Bild war trotz der dunklen Nacht gestochen scharf und taghell. Die Nachtsichtgeräte der Thule-Truppen waren die leistungsfähigsten, die Magnus bisher gesehen hatte.

Der Stahlzeppelin steuerte ein abgelegenes Hochtal in dem mächtigen Gebirge an. Eine Landebahn war weithin zu erkennen. Es gab keine Befeuerung, die vielleicht von einem Satelliten aus hätte erkannt werden können. Aber das war auch nicht

nötig, da die Piste dank der Nachtsichtanlage so gut zu erkennen war wie am Mittag eines wolkenlosen Sommertages.

SZ 47 steuerte eine große Abstellfläche neben der Rollbahn an, auf der ein Flugzeug stand, wie Wittmann es noch nie gesehen hatte. Doch bevor er es eingehender betrachten konnte, schwebte der Stahlzepp darüber hinweg und senkte sich hinter ihm auf den Boden ab. Gleichzeitig ertönte eine Stimme aus den verborgenen Bordlautsprechern: »Hier spricht der Kommandant! Wir haben unser Ziel erreicht und bitten unsere Gäste, sich in die Ladehalle zu begeben.«

Magnus und Manfred kannten den Weg. Da sie keinerlei Gepäck mit an Bord gebracht hatten, standen sie auf und gingen in die Halle.

Wittmann hatte damit gerechnet, wieder mit dem Korbaufzug abgeseilt zu werden. Überrascht mußte er feststellen, daß der Stahlzepp offenbar so tief über dem Boden schwebte, daß man ihn über eine schräge Rampe verlassen konnte, die aus der geöffneten Ladeluke nach unten führte.

Am Kopf der Rampe stand Generalmajor Geyer zusammen mit drei weiteren Männern und acht jungen, höchst attraktiven Frauen, alle in Zivil. Er deutete Wittmanns erstaunten Blick richtig: »Haben Sie geglaubt, wir schicken einen Stahlzepp los, nur um einen einzigen Mann abzuholen?« Geyer kam Magnus einige Schritte entgegen und reichte ihm die Hand. »Hier trennen sich unsere Wege. Vorläufig. Aber ich glaube, wir werden uns schon bald wiedersehen. Ich werde es genießen, sie bei einem Einsatz an meiner Seite zu wissen, Wittmann.« Er warf einen bedeutungsvollen Blick auf Behrens, der ein wenig verloren bei den anderen Zivilisten an der Rampe stand. »Wenn Ihnen etwas an Ihrem Freund liegt, dann behalten Sie ihn gut im Auge. Männer wie er haben es nicht leicht in Thule.«

*

Am Fuß der Rampe wurde die Gruppe von anderen Uniformierten in Empfang genommen. Magnus sah voller Bewunderung, daß SZ 47 bewegungslos in etwa drei Meter Höhe über Grund verharrte.

Hier draußen war es ziemlich dunkel, nur die Sterne am klaren Nachthimmel sorgten für spärliches Licht, an das sich die

Augen erst gewöhnen mußten. Keine einzige Lampe brannte, die Thule-Truppen wußten, wie man sich tarnte.

Kaum hatte der letzte Passagier die Rampe verlassen, wurde sie eingezogen, und die Ladeluke schloß sich. Ohne das Licht, das aus dem Zeppelin fiel, war es für einen Augenblick völlig finster. Dann hob sich der mächtige Stahlleib senkrecht in die Luft. Magnus glaubte das leise Summen des Magnetantriebs zu hören, aber er konnte sich auch täuschen.

»Willkommen in unserem nordafrikanischen Geheimstützpunkt. Ich bin Feldwebel Göbel. Bitte folgen Sie mir, Ihre Maschine soll so bald wie möglich starten.«

Wittmann und Behrens waren die einzigen ohne jedes Gepäck. Die drei anderen Männer hatten kleine Reisetaschen dabei, die sie selbst trugen. Die acht jungen Frauen hingegen reisten mit zahlreichen Koffern, die Göbels Männer aus der »Adolf Jäckel« geholt und auf einen Elektrokarren verladen hatten. Er surrte der Gruppe voran auf das wartende Flugzeug zu.

Es war eine gewaltige Maschine, deren genaue Abmessungen Wittmann erst später erfahren sollte: Die Messerschmitt Me 838 war das Standardtransportflugzeug der Thule-Truppen. Der schwanzlose Nurflügler hatte eine stark gepfeilte Deltatragfläche von 68 Meter Spannweite, der Rumpf der Maschine war 52 Meter lang. Oben auf seinem Heck saß ein zweiteiliges Seitenleitwerk in V-Anordnung.

Im Rumpf integriert waren sechs Strahlturbinen vom Typ Junkers Jumo 1012. Das auffälligste an der Maschine war ihr Fahrwerk, das in zwei vollverkleideten Auslegern über die gesamte Länge des Tragflügels untergebracht war. An der Unterseite dieser Ausleger saßen keine Reifen, sondern breite Raupenketten aus einem leichten, aber extrem widerstandsfähigen Kunststoff. Sie konnten vollständig in die Ausleger eingefahren werden, so daß es im Flug keine verräterischen Reflexionen auf gegnerischen Funkmeßanlagen gab.

Das geniale Fahrwerk ermöglichte der Maschine trotz ihrer Größe und Masse die Landung auf fast jedem beliebigen Gelände. In ausgefahrenem Zustand sorgte es für einen Bodenabstand des Rumpfes von zehn Metern.

Das ermöglichte den ebenso raschen wie bequemen Austausch des Standardlastbehälters, des eigentlichen Clous der Maschine: Diese Kiste von 30 Meter Länge, sieben Meter Breite

und sieben Meter Höhe konnte vollbeladen auf die Maschine warten und in wenigen Minuten in den Rumpf integriert werden.

Das Flugzeug, auf das die Gruppe zuschritt, war mit einem Behälter zur Personenbeförderung ausgerüstet, der zahlreiche Kabinen mit allem Komfort bot. Genausogut hätte es aber auch einen Behälter mit zwei oder drei Kampfpanzern mitnehmen können.

Die Kabine war abgesenkt, so daß man sie bequem betreten konnte.

Die Me 838 war ein Tarnkappenflugzeug, das technisch so gut wie nicht zu orten war. Ihre Gipfelhöhe erreichte sie bei 16 000 Meter, in 12 000 Meter Höhe war sie 1012 Stundenkilometer schnell. Die großen Tanks ermöglichten ihr selbst bei voller Zuladung einen Flug über 11 000 Kilometer Strecke. Doch da das nicht immer reichte, konnte die Messerschmitt auch in der Luft betankt werden.

Feldwebel Göbel kam nicht mit an Bord, und auch seine Männer kamen zurück, nachdem sie das Gepäck der Damen verstaut hatten. Er legte die Hand an die Schirmmütze. »Angenehmen Flug, die Herrschaften.«

*

Eine ausgesprochen attraktive blonde junge Frau in einem nachtblauen Uniformkostüm mit Fliegerabzeichen führte die fünf Männer in eine komfortabel eingerichtete Kabine mit Sesseln, die der ersten Klasse einer jeden Fluggesellschaft gut zu Gesicht gestanden hätten. Eine zweite kümmerte sich um die weiblichen Fluggäste, für die ein anderer Raum vorgesehen war.

»In Thule weiß man offenbar, wie man gut lebt. Stewardessen von Ihrer Klasse habe ich bisher noch nicht erlebt, und ich bin schon viel geflogen.«

»Wir bevorzugen die Berufsbezeichnung ›Flugbegleiterin‹, Herr Wittmann. Und nun seien Sie so freundlich und legen Sie Ihren Sicherheitsgurt an. Wir werden jeden Augenblick starten.«

Magnus konnte seine Verblüffung nicht verbergen. »Woher kennen Sie mich? Begegnet sind wir uns nämlich noch nicht, das hätte ich niemals vergessen!« Seine bewundernden Blicke schienen nicht viel Eindruck zu erzeugen.

»Als Flugbegleiterin ist es meine Aufgabe, mich auf meine

Gäste vorzubereiten. Wir überlassen nur ungern etwas dem Zufall!«

»Ja, das kommt mir langsam auch so vor. Verraten Sie mir Ihren Namen, Frau…?«

»Fräulein, Herr Wittmann. Ich bin nicht verheiratet. Fräulein Bihn.«

Manfred ließ schon wieder einen seiner gequälten Seufzer hören.

»Ja, Herr…« Fräulein Bihn dachte einen Augenblick nach, dann zeigten ihre Augen, daß sie auch über Manfred und seine spezielle Vorliebe informiert worden war. »Sie müssen Herr Behrens sein, unser unplanmäßiger Passagier. Was kann ich für Sie tun?«

»Emanzipieren Sie sich! Generationen von Frauen haben dafür gekämpft, die unseligen Instrumente der Unterdrückung abzuschaffen. Und Sie wollen Ihr Frau-Sein nur von der Eheschließung mit einem Mann abhängig machen?«

»Ach, Herr Behrens…« Ihre Stimme nahm einen mitleidigen Ton an. »Ich bin nun einmal an Männern interessiert – an richtigen Männern. Und wie könnte ich denen besser signalisieren, daß ich noch zu haben bin, als mit der Bezeichnung ›Fräulein‹? Sie sollten sich von der Vorstellung lösen, daß alles frühere schlecht und überholt ist. Was sich jahrhundertelang bewährt hat, ist nicht nur deshalb plötzlich schlecht, weil es ein paar männerfeindlichen Emanzen nicht gefällt.«

Der Abgang, den sie hinlegte, war filmreif.

*

Als die Triebwerke der Messerschmitt losröhrten, wünschte sich Magnus an Bord des so angenehm leisen Stahlzepps zurück. Auch in dieser Kabine gab es einen großen Flachbildschirm, der den Männern in den bequemen Sesseln das grünliche Nachtsichtbild der Außenwelt zeigte.

Wittmann sah, daß die Maschine nach kurzem Steigflug eine enge Kurze zog, um das Hochtal mit dem Flugplatz noch einmal zu umrunden.

Aus verborgenen Lautsprechern meldete sich eine Stimme. »Hier spricht Ihr Kapitän. Um Ihnen zu zeigen, wie wichtig wir – und damit zukünftig auch Sie – das Thema ›Tarnung‹ nehmen,

zeige ich Ihnen jetzt, wie schnell sich unser geheimer Fliegerhorst Muluja wieder in das menschenleere Hochtal verwandeln kann, für das die AIn ihn halten.«

Der Bildausschnitt veränderte sich, fuhr näher an den Boden heran. Man konnte sehen, wie kleine Traktoren riesige Planen von der einen Flanke des Talkessels auf die andere zogen. Dort, wo dieser Vorgang schon abgeschlossen war, war nichts mehr zu sehen von Landebahn und Fliegerhorst: Man blickte auf eine täuschend echt gefälschte Naturlandschaft. Die Tarnung war perfekt.

Wittmann machte Manfred und sich mit den drei anderen Männern in der Kabine bekannt. Sie waren jünger als er. Zwei von ihnen waren enttäuschte Leutnants der Bundeswehr. Der dritte war gerade 18, hatte aber nach ersten Kontakten per Internet schon seit drei Jahren mit den Thule-Truppen in Verbindung gestanden. Seine Eltern, voll und ganz überzeugte Mitglieder der Linkspartei und damit in seinen Augen nicht besser als die Mauermörder von der SED, hatten nie davon erfahren. Sie mußten wohl ziemlich überrascht gewesen sein, als ihr Sohn unmittelbar nach Erhalt des Einberufungsbescheids zum Wehrdienst verschwunden war. Der junge Mann hatte durchaus nichts gegen das Militär einzuwenden, wie er sagte. Aber »in einer Multikultitruppe wie der Bundeswehr«, wie er es formulierte, wollte er auf keinen Fall dienen. Auf Magnus machte er einen noch etwas unreifen Eindruck, doch er würde einen guten Soldaten abgeben, daran zweifelte er nicht.

Obwohl der Weg wesentlich weiter war, flog die Messerschmitt in westlicher Richtung um den Globus, um weiter im Schatten der Nacht zu bleiben. Als sie den Pazifik erreichte, holte die Sonne sie allmählich ein, doch eine optische Erkennung war über diesem riesigen Weltmeer nahezu ausgeschlossen.

Kurz nach Tagesanbruch schob sich ein gigantischer Schatten über den Transporter – ein Tankflugzeug vom Typ Arado Ar 666, wie der Pilot den Passagieren mitteilte.

Die Flügelspannweite des Riesenvogels übertraf die der schon gewaltigen Messerschmitt um »schlappe fünfzig Meter«. Die Ar 666 war das Arbeitspferd der Thule-Truppen, einsetzbar als Bomber, Tanker, Aufklärer und Jägerträger. Unter letzterem konnte sich Wittmann zwar nicht wirklich etwas vorstellen, aber

der Anblick der atemberaubenden Maschine hatte schon etwas Majestätisches.

Knapp zehn Minuten nur blieben die beiden Flugzeuge über einen dicken Schlauch verkoppelt, dann waren die Tanks der Messerschmitt wieder randvoll.

*

Die Sonne hatte das Flugzeug überholt und neigte sich dem Horizont entgegen, als die Maschine über dem Südchinesischen Meer zum Landeanflug ansetzte. Der Pilot hatte zwar von einer geplanten Trägerlandung gesprochen, doch Wittmann konnte sich nur schwer vorstellen, wie ein Flugzeugträger beschaffen sein mußte, auf dem ein derart großes Gerät wie die Me 838 landen konnte. Auch hatte er beim Besteigen der Maschine keinen Fanghaken am Heck gesehen – und Magnus war ein sorgfältiger Beobachter.

Als die TS »Hindenburg« dann auf dem Bildschirm auftauchte, wurde ihm einiges klar. Zwar hätte er sich einen schwimmenden Giganten von derartigen Ausmaßen bisher nicht einmal in seinen kühnsten Träumen vorzustellen vermocht, aber mittlerweile traute er den Thule-Leuten so ziemlich alles zu.

Seine Verblüffung war allerdings grenzenlos, als er nach der Landung die Maschine verließ und feststellen mußte, daß der Bildschirm in der Kabine eine bearbeitete Darstellung des Schiffes gezeigt hatte. In der Realität stand er nicht auf dem Deck eines Flugzeugträgers, sondern mitten in einem virtuellen Meer.

Fräulein Bihn und einige andere Flugbegleiterinnen kamen zusammen mit vier großen Männern in schwarzer Fliegeruniform mit goldenen Ärmeltressen aus dem vorderen Ausstieg der Messerschmitt. Zum erstenmal sah Magnus den Piloten, den er bisher nur über die Bordsprechanlage gehört hatte.

Der deutete auf das so echt wirkende künstliche Meer ringsum und erklärte: »Wer die Tarnung der ›Hindenburg‹ erstmalig sieht, ist in der Regel schwer beeindruckt. Die FKB-Folie und vor allem die dazugehörigen Rechner sind schon ein echtes Glanzstück unserer Eierköpfe. Seit fast 50 Jahren versuchen die Amis dieses Schiff zu finden, aber es ist ihnen nie gelungen – und wird es auch nie!«

»Ich gieße Ihnen ja nur ungern Wasser in Ihren Wein, Herr Kapitän, aber halten Sie es denn für völlig ausgeschlossen, daß die amerikanischen oder sonstigen Satelliten ein derart großes Flugzeug wie das Ihre übersehen, wenn es scheinbar mitten im Ozean steht?«

Der Pilot deutete auf die tiefstehende Sonne. »Keine Sorge, mein Freund. Wenn das Licht von so weit seitlich kommt wie jetzt, sind die primitiven Optiken der feindlichen Spionagesatelliten hoffnungslos überfordert.«

»Ihr Wort in Gottes Ohr.« Wittmann hoffte, daß sich der Offizier nicht täuschte. Es wäre nicht das erste Mal gewesen, daß deutsche Militäroperationen an der Überheblichkeit ihrer Führung gescheitert wären.

*

Der Aufenthalt auf der »Hindenburg« dauerte nicht länger, als nötig war, um die Besatzung zu tauschen und die Maschine aufzutanken. Außerdem kamen noch einige andere Männer an Bord, die meisten von ihnen in Uniform.

Einer trug denselben schmucklosen schwarzen Einteiler ohne Rangabzeichen wie Wittmann. Er hatte nichts weiter dabei als ein paar Bücher unter dem Arm. Der Mann war Anfang/Mitte zwanzig und mit 1,78 Meter eher Normalmaß. Seine Figur war drahtig und sportlich, sein offenes Gesicht mit den braunen Augen männlich-schön. Kurzgeschorenes blondes Haar schmückte seinen markanten Schädel.

Ein typischer »Arier«… und offenbar in ähnlicher Situation wie ich, dachte Magnus. Er winkte den Mann zu dem freien Sitz neben sich und Manfred, stand auf und stellte sich vor. Der andere ergriff seine ausgestreckte Hand und schüttelte sie mit kräftigem Druck.

»Ichch biehn Mike. Mike McBain. Main Doitsch iest nichcht säär gutt. Schpräcken du Inglisch?« Magnus nickte, und so fand die folgende Unterhaltung in Englisch statt. Manfred beteiligte sich lebhaft daran. Wittmann kannte seinen Freund gut und lange genug, um zu erkennen, daß der ein Auge auf Mike geworfen hatte.

Die beiden erfuhren von Mikes Einsatz über Schanghai und seiner Rettung im letzten Augenblick. Er hatte mittlerweile auch

erfahren, was aus den verschwundenen Atomraketen geworden war. »Die wurden von Thule Nord aus abgeschossen, einer Unterwasserstation in der Arktis. Und auch die Kanonen der ›Hindenburg‹ haben mehrere Dutzend Raketen vom Himmel gefegt.«

»Du willst mir weismachen, die könnten Raketen mit Kanonen treffen? Du veräppelst mich, mein Hübscher, oder?« Manfred zwinkerte Mike verschwörerisch zu, worauf der mit völliger Verständnislosigkeit reagierte.

»Aber nein, keineswegs. Das sind keine herkömmlichen Geschütze, wie wir sie kennen, sondern Schienenkanonen – rail guns, you know?«

»Rail guns, Schienenkanonen… Was soll das sein?«

»Elektrokanonen. Die Geschosse werden mit Magnetkraft beschleunigt, nicht mit Treibladungen. Der Kapitän hat mir erklärt, daß die Kanonen seines Schiffes eine Mündungsgeschwindigkeit von 10,3 Kilometer pro Sekunde erreichen. Damit kann man bis in den Weltraum schießen.«

Während Manfred mit offenem Mund dasaß, meldete Magnus Zweifel an: »Ich habe schon von solchen Experimenten mit rail guns gehört. Richtig funktioniert haben die nie, weil die Dinger einfach zu viel Energie verbrauchen.«

»Sieht so aus, als hätte man dieses Problem in Thule gelöst.« McBain grinste so unnachahmlich, wie es nur ein amerikanischer Sonnyboy zustandebrachte. »Beim Bau von Kanonen wart ihr Deutschen schon immer einsame Spitze. Und bei Flugzeugen auch.« Er seufzte. »Als ich die Libellen sah, die mich heraushauten, hätte ich am liebsten sofort selbst eine geflogen.«

»Libellen?«

»Messerschmitt Me 1090. Ein unglaublicher kleiner Jäger. Einfach phantastisch. Aber General von Schirlitz sagte mir, daß ich für die Jagdbomber vorgesehen wäre. Ich wollte schon protestieren, bis er mir das Handbuch hier gab.«

Auf dem schmucklosen Umschlag stand: »Heinkel He 1098 – Handbuch für den Piloten.« Wittmann beugte sich neugierig vor. »Was ist das für eine Maschine?«

»Die, die ich fliegen werde – sobald mein Deutsch gut genug ist. Bitte entschuldige, wenn ich dir das Buch nicht überlasse. Aber ich denke mal, das wäre ein Dienstvergehen. Schließlich bin ich jetzt Soldat im Dienst von Thule.«

Manfred verzog angewidert das Gesicht. Das Transportflugzeug war inzwischen wieder gestartet und flog durch die Nacht nach Süden. Die Gurtsymbole, die die Anschnallpflicht verkündeten, waren erloschen. Magnus erhob sich aus seinem Sitz. »Was haltet ihr davon, wenn wir mal nach hinten gehen und uns den Mädels vorstellen?«

Mike war Feuer und Flamme, und so kam Manfred auch mit.

*

Die »Mädels« hatten auf dem ersten Teil des Fluges ebenfalls geschlafen und waren dementsprechend ausgeruht. Der Besuch der drei gutaussehenden Männer löste die Spannung, unter der sie litten.

Es stellte sich nämlich heraus, daß nur eine von ihnen vorher gewußt hatte, worauf sie sich einließ. Die anderen – darunter eine Dänin und eine Schwedin – waren mit »Exklusivreisen« geködert worden, die sie angeblich gewonnen hatten. Nun ja – exklusiv war die Reise, auf der sie sich befanden, allerdings.

Mittlerweile war ihnen allen klar, wohin sie unterwegs waren – und alle schienen sich damit abgefunden zu haben. Wittmann mußte daran denken, daß Generalmajor Geyers Bemerkung über die Formbarkeit von Frauen vielleicht doch nicht so falsch gewesen war, wie sie geklungen hatte. Andererseits konnte er auch völlig danebenliegen, und Frauen waren einfach nur wesentlich anpassungsfähiger als Männer.

Die Zeit verging im wahrsten Sinne des Wortes wie im Fluge. Die Maschine wurde noch einmal in der Luft betankt. Doch das fand kaum noch Beachtung, denn die Stimmung in der gemischten Passagiergruppe, die sich McBain zuliebe auf Englisch unterhielt, war ausgezeichnet.

Vor allem Behrens spielte all seinen Charme aus und eroberte die Herzen der Frauen im Sturm. Er konnte nichts dafür, das war ganz einfach eine Begabung.

Manfred hatte schon viele Frauenherzen gebrochen – und hochfliegende Erwartungen enttäuscht, wenn die Damen hatten erkennen müssen, daß er ihnen niemals mehr bieten würde als eine platonische Freundschaft.

Aber soweit war es noch nicht, man hatte einfach nur Spaß und unterhielt sich ausgezeichnet. Mittlerweile flog die Messer-

schmitt über ausgedehnte Treibeisfelder, das antarktische Festland war nicht mehr weit. Plötzlich jaulte ein Alarm durch die Kabine, und die Anschnallzeichen blinkten heftig. Die Männer wollten zurück auf ihre Plätze, doch eine Flugbegleiterin wies sie kategorisch an, sich auf der Stelle einen freien Sitz zu sichern und die Gurte anzulegen.

Auf einmal umschwirrten kleine Kampfflugzeuge die Messerschmitt zu Dutzenden, wie auf den Bildschirmen deutlich zu sehen war.

»Libellen! Yeah, that's the Libellen!« rief McBain ebenso aufgeregt wie begeistert. Schon tauchte noch ein wesentlich größerer, schwerer Jägertyp auf. McBain kannte auch ihn schon: »That's it! The Heinkel He 1098! The fighter I'm gonna fly!«

Und dann wurde es schlagartig still in der Kabine. Denn zwei diskusförmige Gebilde von beachtlichen Ausmaßen rasten mit schier unfaßbarer Geschwindigkeit auf den Transporter und seinen Begleitschutz zu. Laserlichtblitze flammten auf und holten eine Heinkel vom Himmel.

Es gab keinen Zweifel: Die beiden Gebilde da draußen waren Flugscheiben der AIn. Und sie griffen nicht die Jagdflugzeuge an, sondern den Transporter. Sie wollten die neuen Thule-Soldaten vom Himmel holen, noch bevor die in den Krieg gegen sie ziehen konnten!

Night is falling and you just can't see
Is this illusion or reality
You're in the army now
Oh, oh, you're in the army now

(Status Quo – Bolland/Bolland)

12. Eiskampf

Die große Messerschmitt jagte so steil nach unten, daß den Männern der Magen hochkam und die Frauen – *Fräuleins!* schoß es Wittmann unwillkürlich durch den Kopf – erschrocken kreischten. Nur McBain blieb ruhig und hatte offenbar auch keine Magenprobleme.

»Unser Pilot drückt nach unten weg, um Fahrt aufzunehmen und den UFOs zu entkommen«, erklärte er ruhig. »Ich kenne den Mann nicht, aber der weiß eindeutig, wie man mit großen Fliegern umgehen muß. Ein Könner!«

Die Jagdmaschinen schirmten den Luftraum über der Messerschmitt ab und erwiderten das Feuer der Flugscheiben mit Bordkanonen und Raketen. Die großen Disken wichen den Angriffen mit einer Schnelligkeit aus, die an Zauberei grenzte.

In der unteren Ecke des Bildes tauchte kurz ein Fallschirm auf. Der Pilot der Heinkel hatte sich also retten können. Wittmann fragte sich allerdings, ob ein Fallschirmausstieg über dem Südpolarmeer wirklich das Leben verlängerte oder nur das Sterben.

Die Kampfflugzeuge feuerten ganze Salven von Raketen ab, aber die Flugscheiben wichen den Geschossen immer wieder aus.

Einige der Jägerpiloten aber schienen zu ahnen, in welche Richtung die Ausweichmanöver erfolgen würden, und feuerten

mit den Bordkanonen genau auf die Orte, an denen die Flugscheiben ihrer Meinung nach gleich auftauchen würden.

Der Bildschirm in der Kabine stellte die Geschoßgarben als helleuchtende Bahnen dar. Wittmann beobachtete McBain aus den Augenwinkeln. Der Amerikaner saugte die Kampfszenen in sich auf wie ein trockener Schwamm das Wasser. Falls er sich Sorgen über den Ausgang der Luftschlacht machte, konnte er das perfekt verbergen.

Einer der kleinen Jäger – eine Libelle, das hatte Wittmann inzwischen gelernt – flog ein unfaßbar enges Wendemanöver und beharkte die Flugscheibe in seiner Nähe mit der Kanone. Man konnte kleine Trümmerstücke aus der Außenhaut der Scheibe wegspritzen sehen.

»Das hat gesessen!« jubelte Mike. »Die Gustloff HF 21 ist eine unglaubliche Waffe!«

»Gustloff…?«

»Eine Gatling Gun mit acht Läufen… wie sagt ihr Deutschen? Rotationskanone! Ich dachte immer, unsere amerikanische Vulcan wäre unerreicht, aber an die 38 000 Schuß pro Minute der Gustloff kommt die nicht einmal annähernd heran.«

»38 000? Wieviel Munition schleppt die kleine Maschine denn mit sich herum?«

»2000 Schuß. Bei etwas mehr als drei Sekunden Dauerfeuer ist die leergeschossen. Aber… verdammt!«

Auf den ersten Blick war Wittmann klar, weshalb McBain fluchte. Während die getroffene Flugscheibe ins Wanken kam und abdrehte, jagte eine dritte heran. Die Gegner wurden zahlreicher, nicht weniger!

Oder?

Zuerst wollte Wittmann seinen Augen nicht recht trauen, aber als die neu hinzugekommene Flugscheibe die beiden anderen mit Laserstrahlen attackierte, wurde ihm bewußt, daß er das Zeichen auf ihrer Flanke richtig gedeutet hatte: Diese dritte Maschine zeigte das deutsche Balkenkreuz, das auf allen Flugmaschinen der Thule-Truppen prangte, die er bisher gesehen hatte. Das war eine deutsche Flugscheibe!

Die beiden Maschinen der AIn zogen sich mit irrwitzig hohem Tempo zurück. Die verblüfften Passagiere des Transporters wußten nicht, ob die deutsche Maschine den beiden außerirdischen nicht folgen konnte oder nicht folgen wollte. Auf jeden

Fall blieb sie bei den Jagdmaschinen, die der Messerschmitt Geleitschutz gaben.

Deren Pilot hatte den Sinkflug inzwischen abgefangen und flog relativ dicht über dem Boden des arktischen Festlandes eine mächtige Gebirgskette an, bei der es sich laut Einblendung auf dem Bildschirm um den Gablenz-Rücken handelte.

Nach der erfolgreichen Abwehr des Flugscheiben-Angriffs war die Stimmung in der Kabine natürlich mehr als entspannt. Nur Mike McBain wurde immer stiller und zeigte schließlich leichte Zeichen von Unruhe.

Es war der sensible Manfred Behrens, der das zuerst bemerkte. »Was ist los, Mike?« wollte er wissen.

»Wir fliegen zu tief und zu langsam. Eine so schwere Maschine wie die hier sollte nicht so tief auf einen Gebirgszug dieser Höhe zusteuern. Noch ein paar Minuten, und es ist einfach zu spät, um Höhe zu gewinnen!«

Magnus Wittmann war alarmiert. Wenn ein erfahrener Pilot wie McBain – der noch beim spektakulären Sturzflug völlig gelassen gewesen war – jetzt beinahe panisch wurde, dann stimmte tatsächlich etwas nicht. »Willst du nicht mal nach vorne gehen und nach dem rechten sehen?« schlug er deshalb vor.

Mike öffnete den Gurt und erhob sich aus seinem Sitz, aber er wirkte unsicher. »Ich weiß nicht, ob es einen Durchgang vom Transportmodul ins Cockpit gibt… ich muß eine der Stewardessen fragen.«

Genau in diesem Augenblick tauchte eine Flugbegleiterin auf und drückte Mike sanft, aber mit Nachdruck in seinen Sitz zurück. »Bitte bleiben Sie auf Ihrem Platz und legen Sie den Gurt wieder an. Unsere Landung steht unmittelbar bevor!«

»But… we… holy cow!«

Nicht nur Mikes Mund klappte vor Verblüffung auf, als der Bildschirm zeigte, wie ein Teil der Bergwand vor ihnen verschwand. Tatsächlich waren es mächtige, mindestens 100 Meter hohe Panzertore die sich zu beiden Seiten hin aufschoben und den Blick auf die größte Höhle freigaben, die die Neuankömmlinge je gesehen hatten: Auf rund 400 Meter Breite erstreckte sie sich unübersehbar tief in den Berg hinein. Sie war taghell erleuchtet, und so sah man zwei schnurgerade Landebahnen, die sich von der Panzerpforte in den Berg hineinzogen und in ihm verloren.

Während die Me 838 immer stärker verzögerte und die in Flugrichtung rechte Piste ansteuerte, beschleunigten auf der linken mehrere Rotten der kleinen Me 1090 mit flammenden Nachbrennern und jagten aus dem Berg hinaus in die südpolare Dunkelheit.

In einer Entfernung, die als »Sicherheitsabstand« zu bezeichnen ein übler Scherz gewesen wäre, pfiffen sie an der Transportmaschine vorbei und verschwanden hinter ihrem Heck. Offenbar war der Kampf gegen die Flugscheiben der AIn immer noch nicht beendet.

Leicht wie eine Feder setzte die Messerschmitt auf und verzögerte sanft. Die Landebahn im Berg war mindestens vier Kilometer lang, so daß abruptes Bremsen nicht notwendig war. Der den Passagieren unbekannte Pilot war offenbar sehr stolz auf die Errungenschaften des Reiches Thule, denn er schaltete eine kleinere Darstellung in den großen Bildschirm, die den Blick nach hinten gestattete und zeigte, wie sich die massiven Panzertore wieder schlossen.

*

Am Ende der langen Piste befand sich ein großer Flugplatz mitten im Berg. Die Halle durchmaß etwa 1000 Meter und war mindestens 200 Meter hoch. Überall standen Flugzeuge mit dem Balkenkreuz, überwiegend Kampfmaschinen. Es mußten Hunderte sein, und in den Wänden der Giganthöhle waren überall Tore zu weiteren Flugzeughangars zu sehen.

Männer in Schwarz warteten die Maschinen, betankten sie und munitionierten sie auf.

Es herrschte ein Betrieb wie auf einem Frontflughafen während einer großen Schlacht.

Das Transportflugzeug rollte aus. Der Frachtbehälter mit der Passagierkabine wurde abgesenkt, wie die Insassen deutlich spüren konnten.

Ein junger Mann in Uniform erwartete sie. Als Wittmann auf ihn zutrat, schlug er knallend die Hacken zusammen und salutierte zackig: »Ich bin Leutnant Papst, Ordonnanz bei Generalmajor Stewart. Ich werde Sie in Ihre vorläufige Unterkunft bringen. Der Generalmajor steht Ihnen zur Verfügung, sobald die gegenwärtige Krise beendet ist!«

Während einfache Soldaten das Gepäck der Damen in einen bereitstehenden Bus verluden, sprach Wittmann den Offizier an: »Mit der gegenwärtigen Krise meinen Sie den Angriff der Flugscheiben, den wir miterleben durften?«

»So ist es, Oberleutnant.« Darüber, daß der junge Mann genau wußte, wen er vor sich hatte, wunderte sich Magnus inzwischen nicht mehr. Der Organisationsgrad dieser Truppe war unerreicht gut. »Aber es sieht so aus, als hätten unsere Flieger die Sache inzwischen im Griff. Wir waren ein wenig überrascht, daß die AIn einen offenen Angriff riskiert haben. Vermutlich wollten sie die allgemeine Ablenkung durch den amerikanisch-chinesischen Krieg dazu nutzen, unsere Thule-Flugscheiben des neusten Typs auszuschalten. Aber da haben sich die Schleimer geschnitten!«

Als auch die letzte der jungen Damen den Bus bestiegen und Platz genommen hatte, steuerte der Fahrer den großen Wagen einer Reihe von Leuchtsymbolen im Boden hinterher, die erst unmittelbar vor dem Bus aufleuchteten und hinter ihm wieder verloschen.

Eine unsichtbare Zentrale sorgte dafür, daß das Fahrzeug nicht nur unbeschadet durch das scheinbar chaotische Gewimmel auf dem unterirdischen Flugplatz kam, sondern auch keine der Arbeiten behinderte.

Wittmann, Behrens und McBain saßen zu beiden Seiten des Ganges in der ersten Reihe direkt hinter dem Fahrer und Leutnant Papst auf dem Beifahrersitz an der vorderen Tür. Magnus beugte sich vor und sprach den Offizier an: »Sie erwähnten den Namen ihres Generals. Ist er kein Deutscher?«

»Nein. Wieso auch? Wir kämpfen nicht mehr für Deutschland wie einst unsere Großväter, wir kämpfen um das Überleben der Welt. Da wäre nationaler Dünkel völlig unangebracht. Bei uns ist jeder willkommen, solange er nur Arier und damit immun gegen AIn-Implantate ist. Wir würden auch jeden anderen nehmen, der mit Begeisterung für unsere Sache – für die Sache der Menschheit! – kämpft. Aber in Zeiten, in denen jeder Nichtarier potentieller Träger eines Hirnimplantats und somit auch ein potentieller Verräter ist, können wir uns so etwas nicht erlauben.«

*

Der Bus brachte die kleine Gruppe an den Rand der Flugplatzhöhle, wo man auch schon wieder aussteigen mußte. Durch ein Tor erreichte man einen unterirdischen Bahnhof. Doch gab es keine Gleise im herkömmlichen Sinn. Ein stromlinienförmiger Zug in schwarzroter Lackierung wartete schon auf sie.

»Eine Magnetbahn!« Magnus war höchst überrascht.

»Ja, das System wird seit mehr als 50 Jahren kontinuierlich ausgebaut und ist heute das Transportmittel der Wahl. Extrem schnell, leise und vor allem abgasfrei – nicht ganz unwichtig für ›Höhlenmenschen‹ wie uns.« Grinsend hielt der Leutnant eine Tür auf, durch die sie den höchst komfortabel ausgestatteten Zug betraten.

Ruckfrei, aber mit spürbarer Beschleunigung verließ der Zug den unterirdischen Bahnhof und glitt in eine Tunnelstrecke. Die führte ziemlich steil abwärts. Wie lang der Tunnel war, ließ sich nicht abschätzen.

Aber als die Magnetbahn endlich aus der Röhre durch den Fels herausschoß, fuhr sie ein in das phantastischste Gebilde, das Magnus Wittmann jemals gesehen hatte.

*

»Willkommen im Reich Thule!« Leutnant Papst war sichtlich stolz auf seine unterirdische Heimat – und das konnte ihm niemand verdenken. Die Männer im Großraumabteil staunten mit offenen Mündern, während die Frauen vor Überraschung kicherten und glucksten.

Die aufgeständerte Strecke führte nun über ebenen Boden, durch weite Felder und Wälder. Man befand sich in einer Höhle, das war allen klar. Doch sie hatte derart gigantische Ausmaße, daß ihre Decke – von der taghelles Sonnenlicht strahlte! – nicht zu erkennen war.

In der Ferne sah man einen massiven Stützpfeiler, der sich im Blau des Himmels verlor, offenbar nicht künstlich geschaffen, sondern aus naturbelassenem Fels.

»Das ist die Hohlwelt, die Hermann von Herford und seine Gruppe 1944 entdeckten. Es handelt sich um eine beinahe kreisförmige Höhle von rund 1000 Kilometer Durchmesser. Die Höhlendecke liegt in 3000 Meter Tiefe unter Neu-Schwabenland, der Höhlenboden in 6000 Meter. Etwa alle fünf Kilometer

steht ein Pfeiler aus massivem Fels von rund 800 Meter Durchmesser, der die Höhlendecke trägt. Das alles fand man natürlich erst nach und nach heraus, denn damals war es hier noch völlig finster. Die Kunstsonnen oben unter der Decke wurden erst später von unseren Ingenieuren entwickelt und montiert. Sie bilden eine exakte Kopie des natürlichen Sonnenlichts und sorgen nicht nur dafür, daß es hier angenehm warm ist, sondern daß auch jene von uns, die Thule niemals verlassen, körperlich und geistig gesund bleiben.«

»Klingt nach gigantischen Höhensonnen«, vermutete Behrens.

»In der Tat. Das war eine der ersten Neuentwicklungen, die wir nach draußen verkauften. Die Sonnenbänke, auf denen man sich heute weltweit bräunt, basieren auf unseren Entwicklungen und Patenten. Wir merkten sehr rasch, daß selbst wir nicht völlig autonom leben können und auf Handel und Devisen angewiesen sind.«

Da die Unterhaltung auf Deutsch geführt wurde, schaute McBain relativ verständnislos zu und genoß lieber das Bild der Landschaft draußen, die ohne die massiven Felspfeiler in der Ferne auch die Norddeutsche Börde hätte sein können.

Wittmann hingegen hakte nach: »Sonnenbänke sind ja schön und gut, aber soviel Geld bringen die nun auch wieder nicht.«

»Das ist richtig.« Leutnant Papst nickte. »Die meisten Devisen verdienen wir mit dem Export von Erdöl.«

»Erdöl?«

»In der Tat. Die Vorkommen unter Neu-Schwabenland sind gigantisch und reichen noch für mehrere Jahrhunderte. Wir exportieren sie an Bord großer Tank-U-Boote, die unser Reich durch den Von-Herford-Graben unbemerkt verlassen und auch wieder erreichen können. Im Tiefwasserhafen von Lagos wird es dann von den getauchten U-Booten von unten in normale Öltanker gepumpt und so ›offiziell‹ gemacht. Die Firmen, die diesen Handel kontrollieren, werden alle von unseren Vertrauensleuten geführt, so daß die Sache niemals bekannt werden wird.«

Manfred war auf einmal ganz neugierig. »Fürchten Sie denn keinen Verrat?«

»Nein. Die Menschen hier wissen, worum es geht.« Der junge Offizier sah dem freien Journalisten tief und ernsthaft in die Augen. »Und für die äußerst seltenen Fälle, in denen jemand

nicht weiß, was gut für ihn und gut für die Erde ist, haben wir effektive Vorkehrungen getroffen.«

Für den Rest der Fahrt sagte Manfred nichts mehr.

*

Der Zug raste mit hohem Tempo – 600 km/h oder mehr, schätzte Wittmann – durch Kulturlandschaften, größere Städte und Industriezentren. Etwa 80 Prozent der Männer, die man aus den Fenstern, wenn auch nur flüchtig, sehen konnte, trugen schwarze Uniformen.

Eine Frage brannte Wittmann auf der Zunge: »Diese unterirdische Welt ist unglaublich. Die Erschaffung einer Höhle von solchen Ausmaßen stellt selbst für eine wesentlich höher entwickelte Art als die unsrige eine gigantische Herausforderung dar. Ich frage mich nur, weshalb die AIn so etwas freiwillig aufgegeben haben.«

Das Gesicht des jungen Ordonnanzoffiziers wurde auf einmal sehr nachdenklich. »Diese Höhle ist uralt, mindestens einige tausend Jahre. Da sich die AIn seit maximal 100 Jahren auf der Erde herumtreiben – wenn überhaupt – können sie sie unmöglich geschaffen haben. Und der außerirdische Schrott, den die Gruppe von Herfords fand, hat nach unserem heutigen Wissensstand nichts mit den AIn zu tun. Wir können also davon ausgehen, daß es außer den AIn noch mindestens eine andere Zivilisation da draußen gibt… oder *gab*… die auf der Erde zu Besuch war.«

*

Die rasende Fahrt endete in dem beeindruckenden Fernbahnhof der noch wesentlich beeindruckenderen Hauptstadt Neu-Berlin.

Noch mehr als sonst überall im Land waren Männer fast nur in Uniformen zu sehen. Die Frauen hingegen trugen luftige, beschwingte Sommerkleider, denn 6000 Meter unter dem antarktischen Eis war es angenehm warm im Reich Thule.

Und noch etwas fiel Wittmann auf: Die Luft war angenehm würzig und frisch, beinahe ländlich. Eigentlich unmöglich für eine Großstadt wie Neu-Berlin.

Der Leutnant geleitete sie aus dem Bahnhof auf den Vorplatz, auf dem reger Verkehr herrschte. Doch auch der lief so gut wie lautlos ab. »Elektrofahrzeuge«, erklärte Papst. »Wir bemühen uns, so wenig Emissionen wie möglich zu erzeugen, um die Luftreinhaltung in unserem Höhlenreich nicht unnötig kompliziert zu machen.«

Wittmann betrachte den wimmelnden Verkehr und nickte anerkennend. »Es scheint, als hätten Sie das Batterieproblem in den Griff bekommen.«

»Das kann man so sagen. Unsere Autos brauchen keine Batterie. Sie holen sich ihre Energie aus in der Fahrbahn verlegten Induktionsschleifen.«

Gleich auf der anderen Seite des Bahnhofsvorplatzes lag das Hotel »Reichshof«. Es war ein prächtiger klassizistischer Bau – wie fast alles, was die Gruppe bisher gesehen hatte. Neu-Berlin war zweifellos eine der schönsten Städte dieses Planeten. Das einfallslose Einerlei aus Glas und Stahl, das andere Metropolen beherrschte, suchte man hier vergebens.

*

Das Foyer des Hotels hielt, was die Fassade versprach. Es erinnerte an die internationalen Luxushotels der »goldenen« Zwanziger des vergangenen Jahrhunderts, vor allem da sich hier nur wenige Schwarzuniformierte blicken ließen. Die meisten Gäste waren Zivilisten, und man hätte sich tatsächlich an einem Ort mit internationalem Publikum fühlen können, wären nicht die meisten Menschen im Hotel blond und alle ohne Ausnahme hellhäutig gewesen.

Der Portier beschwerte sich wiederholt darüber, daß ihn niemand über den zusätzlichen Gast informiert hatte. Und da er kein einziges Zimmer mehr frei hatte – das Haus war wegen eines wissenschaftlichen Kongresses bis auf den letzten Platz belegt – mußte er Manfred Behrens irgendwo zusätzlich unterbringen.

Zu Manfreds Glück hatte die Suite, die für Magnus und Mike vorgesehen war, außer den beiden Schlafräumen auch noch ein gemeinsam nutzbares Wohnzimmer. In dem stand ein Sofa, das mit wenigen Handgriffen zum Bett umgebaut werden konnte. Für die nächsten Tage würde er damit vorliebnehmen müssen.

Die beiden anderen Männer registrierten mit Entzücken, daß die Frauen im gleichen Hotel untergebracht waren wie sie. Prüde schien man hier im Reich Thule auf keinen Fall zu sein.

*

Für Magnus und Mike waren die nächsten Tage mehr als angenehm. Nur selten nutzten sie die Betten ihrer Suite. Manfred bemühte sich zwar mit seinem ganzen Charme um Mike, verbesserte in jeder freien Minute dessen Deutsch. Mit erstaunlichen Erfolgen, denn der Amerikaner erlernte die für ihn so fremde Sprache rasch, obwohl er sich fast dauernd mit den Mädels herumtrieb.

Frustriert mußte Manfred jedoch erkennen, daß er bei dem Piloten nicht einmal ansatzweise eine Chance hatte. Mike war so normal wie ein Mann nur normal sein konnte.

Drei Tage nach ihrer Ankunft im Hotel brachte Leutnant Papst frische Uniformen – ohne Rangabzeichen – für Magnus und Mike vorbei.

Für Manfred hatte er einen zivilen Anzug dabei. »Bitte ziehen Sie das an. Sie wollen doch einen guten Eindruck machen, wenn gleich Generalmajor Berger erscheint!«

Kaum hatten sich die Männer umgezogen, betrat der hochrangige Offizier den Raum. Wittmann und McBain salutierten ebenso wie der junge Papst, wenn auch nicht so zackig. Behrens blieb demonstrativ sitzen, was Berger mit gerunzelter Stirn quittierte.

»Rühren, meine Herren… nehmen Sie Platz.« Er setzte sich unaufgefordert an den Tisch neben Manfred. »Dies ist Ihre letzte Nacht im Hotel. Sie, Wittmann, begeben sich morgen in das Infanterieausbildungslager XXIII. Für McBain ist schon ein Platz an unserer Fliegerschule reserviert. Meine Ordonnanz wird Ihnen die Marschbefehle aushändigen, sobald ich gegangen bin.« Er nickt Papst zu. »Viel zu lernen haben Sie ja beide nicht mehr, aber sie müssen vor allem über unsere Organisations- und Befehlsstruktur informiert werden. Sobald Sie Ihre Lehrgänge abgeschlossen haben, werden sie beide als Hauptmänner der Thule-Truppen vereidigt – mit den entsprechenden Bezügen. Sie werden rasch merken, daß wir alles andere als knauserig sind.«

»Und was ist mit mir?« Manfred sah beinahe aus wie ein trotziges Kind. »Sie lassen mich ja wohl kaum wieder von hier weg. Aber in Ihrer Mördertruppe diene ich nicht, das können Sie sich abschminken!«

»Sie brauchen uns nicht dauernd zu beleidigen, Herr Behrens, wir haben auch so verstanden, daß Sie nicht bereit sind, mit uns für das Überleben der Menschheit zu kämpfen. Und ja, Sie liegen richtig, wenn Sie davon ausgehen, daß wir Sie nicht in die Außenwelt lassen werden, solange Sie uns nicht von Ihrer völligen Loyalität überzeugt haben. Aber Sie werden hier kein Schmarotzerleben führen können. Wenn Sie essen wollen, müssen Sie arbeiten… und zufällig ist gerade eine Stelle bei den ›Thule-Nachrichten‹ frei, die wie geschaffen ist für Sie.«

»Die ›Thule-Nachrichten‹…?«

»Unsere größte Tageszeitung. Wie ich erfahren habe, ist Ihr Englisch nahezu perfekt – ideal für die Auswertung der internationalen Nachrichtenagenturen. Und Sie sind ein erfahrener Journalist. Also…« Generalmajor Berger warf den drei anderen Männern im Raum einen Blick zu. »Wir sind eigentlich fertig. Ich habe also nichts dagegen, wenn Sie hinunter an die Hotelbar gehen und sich von den Damen verabschieden… nur fürs erste. Sie können für heute ebenfalls freinehmen, Papst.«

Die Angesprochenen erhoben sich und verließen feixend den Raum. Manfred Behrens blickte Berger mehr fragend als mißtrauisch an. »Von mir wollen Sie noch etwas…?«

»Nicht wirklich. Ich möchte nur absolut offen mit Ihnen reden, und das geht nun einmal am besten unter vier Augen. Also, Behrens… wir alle wissen, daß Sie stockschwul sind…«

»Aber ich stehe nicht auf Kerle in Uniformen. Sind Sie jetzt sehr enttäuscht?«

»Hören Sie auf, mich zu beleidigen, und sperren Sie Ihre Horchlöffel auf. Mir persönlich ist es völlig egal, woran Sie lutschen oder was Sie sich von wem auch immer wohin auch immer schieben lassen. Die Thule-Truppen sind höchst tolerant. Aber wir sind auch eine Truppe im Kampf, und für solche haben Regeln zu gelten. Also merken Sie sich das: Homosexuelle Handlungen oder auch nur die Propaganda für solche werden mit Gefängnis bestraft. Aber niemand wird Sie in Ihrem Schlafzimmer stören, wenn Sie die Vorhänge zuziehen. Sie können also rumschwulen, soviel Sie wollen – Sie dürfen es nur

niemals öffentlich zugeben oder gar händchenhaltend mit Ihrem Kerl über die Straße gehen. Akzeptieren Sie das, und Sie können sich den Darm versilbern lassen, von wem und so oft Sie wollen!«

»Das… das ist in höchstem Maße verlogen! So etwas können Sie mit freien Menschen nicht machen!«

»Glauben Sie mir, wir können! Und was Ihre Freiheit angeht: Die ist sowieso bestimmten Einschränkungen unterworfen. Seit dem ersten Kontakt mit den AIn herrscht Kriegsrecht im Reich! Sie wissen also jetzt, was Sache ist. Halten Sie sich an unsere Regeln, oder gehen Sie in den Knast. Und glauben Sie mir, unsere Gefängnisse sind nicht solche Verwöhnanstalten wie die, die Sie aus der BRD kennen!«

Let me fly like a bird in the sky
Let me fly-y-y away
I wanna climb really high
All the time in the sky

(Status Quo – Rossi/Frost)

13. Höhlenkampf

Manfred Behrens bekam ein kleines Häuschen am Rand der Hauptstadt Neu-Berlin zugewiesen.

Die Fliegerschule lag nicht weit entfernt etwas außerhalb der Stadt. Lärmbelästigung durch übende Kampfpiloten gab es nicht, denn innerhalb der Thule-Höhle wurde nur im Simulator geflogen.

Alle Offiziere hatten kleine Häuser außerhalb des Stützpunktgeländes – aber direkt an einer Magnetbahnstation, von der sie in wenigen Minuten zu den Höhlenflughäfen in den Berghängen des Gablenz-Rückens gelangen konnten.

Behrens war ein guter Autor, machte aber notgedrungen erst einmal eine Art Hospitation in der Zeitung und lernte so alles über das politische System im Reich Thule: Es herrschte Kriegsrecht, und die Macht lag beim »Thulemarschall«, dem obersten aller Offiziere, der von den Generalfeldmarschällen demokratisch gewählt wurde.

Verblüffenderweise herrschte keine Wehrpflicht in Thule, aber wer es zu etwas bringen wollte, mußte in der Regel mindestens zwölf Jahre gedient haben. Für Wissenschaftler und – wenige – Künstler galten natürlich Ausnahmen, und Homosexuellen wie Manfred war die Aufnahme in die Truppe generell nicht möglich.

Er wollte natürlich so schnell wie möglich weg aus diesem

merkwürdigen Staat, der in seinen Augen nichts anderes war als eine Militärdiktatur, aber Thule verlassen durften nur Angehörige der Truppe. Zivilisten waren auf ewig hier gefangen, die Bewahrung des Geheimnisses von Neu-Schwabenland stand über allem anderen. Also faßte Manfred einen Plan…

*

Einige Wochen waren ins Land gezogen, und Behrens hatte mittlerweile akzeptiert, daß er bei McBain nicht landen konnte, fühlte sich aber nach wie vor zu ihm hingezogen. Doch Mike hatte ihm in mittlerweile hervorragendem Deutsch klargemacht: »Ich mag dich, Manfred. Als Mensch und als Freund. Aber das war's dann auch. Ich habe nichts gegen Schwule, aber schon bei dem Gedanken, was ihr so treibt, schüttelt es mich. Also schlag dir alles andere als Freundschaft aus dem Kopf und such dir jemand anderen fürs Bett.«

Das Leben war angenehm in Thule. Morgens um sechs wurde es langsam hell, und von acht bis 20 Uhr strahlten die Kunstsonnen mit voller Kraft. Danach wurden sie heruntergefahren, um gegen 22 Uhr vollständig zu verlöschen. Aber auch dann wurde es nicht wirklich finster in der Höhlenwelt: Kleine Lampen unter der Decke in drei Kilometer Höhe simulierten das Sternenlicht.

Es war nicht nur stets angenehm warm in dem Land unter dem Eis, es regnete auch nie.

Süßwasser stand in jeder beliebigen Menge zur Verfügung, und so konnten Felder und Wälder über ein ausgeklügeltes Rohrleitungssystem künstlich bewässert werden.

Morgens gegen vier wurden die Straßen für eine halbe Stunde ebenfalls automatisch abgespült, um Staubbildung zu verhindern.

Wer nichts gegen die besonderen Umstände einzuwenden hatte, konnte in Thule leben wie ein König.

An einem Wochenende Mitte August, rund drei Monate nach ihrer Ankunft im Reich Thule, kam Wittmann mit dem Magnetzug nach Neu-Berlin. Seine Ausbildungseinheit war in Wielandsburg stationiert, fast 500 Kilometer von der Hauptstadt entfernt. Mit der Magnetbahn dauerte die Fahrt knapp 40 Minuten.

McBains kleines Häuschen war der Treffpunkt. Wittmann

verkündete beinahe euphorisch seine Neuigkeiten: Sein Lehrgang war so gut wie abgeschlossen, die Beförderung zum Hauptmann stand unmittelbar bevor. Aber der Dienstrang reizte ihn viel weniger als die Aufgabe, die man ihm übertragen hatte: »Ich werde eine neue Spezialtruppe für verdeckte Einsätze aufbauen. Dabei kann ich all die Erfahrungen aus meiner Zeit beim KSK endlich gewinnbringend anwenden.«

Manfred öffnete eine Flasche Rotwein. Eigentlich war es noch viel zu früh am Tag dafür, aber Magnus wollte feiern und sah darüber hinweg.

»Das hat dir wohl gefehlt, loszuziehen und Leute umzubringen«, höhnte Manfred. Magnus beschloß, das zu überhören und sich die Stimmung nicht verderben zu lassen. Er nahm sich ein Bier und ging zum Grill in dem kleinen Garten, an dem Mike die Hamburger zubereitete. Für einen echten Amerikaner wie ihn war ein Wochenende ohne Barbecue kein Wochenende.

Wittmann warf einen vielsagenden Blick in die Runde. »Sag mal, Mike, fehlt hier nicht etwas Wichtiges?«

»Was?«

»Mädels! Die reißen sich doch geradezu um Offiziere wie uns, und ihr Flieger seid doch für euren Schlag bei den Frauen regelrecht berüchtigt. ›Flieger sind Sieger‹, sagt man nicht so?«

»Ich weiß nicht, was man so sagt, und es ist mir auch völlig egal, wenn ich ehrlich sein soll. Ich fühle mich wie alles mögliche, nur nicht wie ein Sieger. Ich wollte mein Leben lang nichts anderes werden als Jagdpilot. Okay, sie bilden mich für die He 1098 aus – aber wieder für Bombeneinsätze. Männer mit Bombererfahrung wie ich wären zu wertvoll, um im Luftkampf verheizt zu werden, heißt es.«

»Laß doch den Kopf nicht hängen, Mike. Deine Vorgesetzten haben recht. In einem Krieg wie unserem muß ein Mann eben auch dazu bereit sein, Opfer zu bringen.«

»Das ist vielleicht dein Krieg, Magnus… meiner ist es nicht. Mein Krieg findet in China statt. Unsere Jungs haben vor mehr als zwei Monaten mit der Invasion des Festlands begonnen und sind keine 200 Kilometer weit gekommen. Unsere Verluste sind höher als in jedem anderen Krieg zuvor. Ich weiß es aus erster Hand. Manfred versorgt mich jeden Tag mit den neusten Agenturmeldungen.«

Jetzt wußte Magnus, aus welcher Richtung der Wind wehte.

»Du weißt so gut wie ich, daß die AIn beziehungsweise ihre Lakaien für diesen Krieg verantwortlich sind. Hier in den Thule-Truppen kannst du sie tausendmal besser bekämpfen als auf irgendeinem chinesischen Schlachtfeld, auf dem du Befehle eines Kommandanten ausführst, der vielleicht ein außerirdisches Implantat im Kopf hat!«

»Das siehst du nur so, weil du voll auf die Propaganda dieser Truppe hereinfällst. Aber ich fühle mich nicht nur wie ein Fahnenflüchtiger, der seine Kameraden im Stich gelassen hat – ich weiß, daß ich einer bin!«

»Ich weiß nur, daß du offenbar viel zu oft mit Manfred zusammenhockst. Es gibt nichts im Reich Thule, das einem aufrechten Mann Kopfzerbrechen bereiten müßte!«

»Es gibt auch kein Feuer in der Hölle!« Manfred hatte ihre Unterhaltung von der Terrassentür aus mitverfolgt und kam herüber, ein frischgefülltes Rotweinglas in der Hand. »Du konntest schon immer verdammt gewissenlos sein, wenn es darauf ankam, Magnus. Aber im Gegensatz zu dir hat Mike noch ein Gewissen. Ich werde nicht zulassen, daß du ihn auf dasselbe Niveau herabziehst, auf dem du offenbar endgültig angekommen bist: auf das Niveau der Faschisten, auf das Niveau der schwarzuniformierten Verbrecher!«

Magnus mußte um seine Fassung kämpfen, aber er bewahrte die Haltung. Wortlos setzte er die halbvolle Bierflasche ab, nahm seine schwarze Uniformjacke von einem Gartenstuhl und ging. Grußlos.

Mike McBain starrte ihm entgeistert nach. Damit hatte er nicht gerechnet. »Ich… ich dachte, er wäre unser Freund. Ich dachte, mit Magnus kann man über alles reden.«

»Das dachte ich auch. Aber er ist ein Militarist durch und durch… und ein Killer. Du müßtest ihn erleben, so wie ich ihn erlebt habe. Er tötet, ohne mit der Wimper zu zucken, und macht nicht einmal vor Frauen halt. Der Mann bringt Menschen mit der gleichen Selbstverständlichkeit um, mit der du eine Fliege erschlägst. Kaum zu fassen, daß ich einmal bis über beide Ohren in den Kerl verknallt war… Der wird uns an die Thule-Truppen verraten, soviel steht fest. Vielleicht nicht schon an diesem Wochenende – aber früher oder später wird er ›seinem Gewissen folgen‹ und uns verpfeifen. Wir müssen hier weg!«

»Weg? Wie meinst du das?«
»Na, wie wohl? Wir fliehen. Am besten mit einem Flugzeug. Du bist doch Pilot. Wir greifen uns eine der großen Langstrekkenmaschinen und verabschieden uns aus diesem unterirdischen Alptraum hier.«
Mike McBain war alles andere als überzeugt. »Aber was ist mit den AIn? Ich meine, das Überleben der Menschheit hängt davon ab, daß wir die Außerirdischen besiegen.«
»Wer sagt das? Die Thule-Truppen! Hast du jemals einen AIn gesehen? Ich jedenfalls nicht!«
»Aber die UFOs, die uns auf dem Herflug angriffen…«
»Die haben wir nur auf dem Bildschirm in der Kabine gesehen. Hast du schon vergessen, daß der Passagierbereich unserer Maschine keine Fenster hatte? Mensch, Mike, du bist doch sonst nicht so schwer von Begriff. Das waren vermutlich nichts weiter als ein paar gute SF-Filme, die sie uns da vorgespielt haben!«
»Ich weiß nicht recht…«
Aber Manfred hatte sich in Rage geredet und war nicht mehr zu bremsen. »Selbst wenn es diese ›Flugscheiben‹ wirklich geben sollte, ist das immer noch kein Beweis für die Existenz der Aliens. Schließlich trug die dritte Maschine das deutsche Balkenkreuz. Falls sie denn wirklich existierte, können wir davon ausgehen, daß sie von Thule-Männern gesteuert wurde. Die hätten auch in den beiden anderen Dingern sitzen können, um uns ihre kleine Show vorzuführen. Es ist noch niemals darauf angekommen, die Wahrheit zu erzählen… sondern immer nur darauf, die anderen davon zu überzeugen, daß man die Wahrheit spricht!«

*

Manfred Behrens war es auf jeden Fall gelungen, Mike McBain davon zu überzeugen, daß seine Sicht der Dinge der Wahrheit entsprach.
In den nächsten Tagen nutzte der Pilot seine praktische Flugausbildung draußen über dem Eis der Antarktis dazu, die Sicherheitsvorkehrungen in dem großen unterirdischen Fliegerhorst Bärenhöhle zu erkunden, der Anlage hinter dem Panzertor, durch das sie in die Unterwelt von Neu-Schwabenland gelangt waren.

Zu seiner Überraschung waren die Sicherheitsvorkehrungen mehr als nur lasch. Bei einem Treffen am Donnerstagabend überzeugte Behrens den jungen Flieger davon, daß das nichts weiter war als ein perfides Detail im perfiden »System Thule«: »Die Typen hier ziehen doch alle am gleichen Strang. Die Propaganda hämmert ihnen jeden Tag ein, daß sie allein die Übermenschen sind, die die Erde vor den bösen Aliens retten können. Die sind fast wie eine Religionsgemeinschaft. Das macht Sicherheitsmaßnahmen nach innen nicht nur überflüssig, sondern auch regelrecht kontraproduktiv. Der Zusammenhalt der Mannschaft ist die große Stärke der Thule-Truppen – aber auch ihre Achillesferse. Morgen abend verschwinden wir von hier. Was für Flugzeuge stehen in der Bärenhöhle?«

»Das gesamte Spektrum, über das die Truppen verfügen. Nur Flugscheiben habe ich keine gesehen.«

»Weil es sie nicht gibt, Mike. Ich habe mich im Archiv der ›Thule-Nachrichten‹ schlau gemacht. Wir schnappen uns eines der Modelle, das dich über Schanghai herausgehauen hat. Eine Arado Ar 666 P/JT.«

McBain nickte stumm. Die Arado 666 war eine erstklassige Konstruktion, ein Nurflügler mit zehn Triebwerken und der gigantischen Spannweite von 108 Metern. Die Flügelenden waren nach unten abgeknickt, was der Maschine etwas Raubvogelhaftes verlieh. Auf der Fläche, in die die Triebwerke vollintegriert waren, saßen zwei nach innen gekippte Seitenleitwerke. Auf dem Triebwerksträger und an der hinteren Rumpfunterseite befand sich je ein vollautomatischer, FuMO-gesteuerter Drehturm mit einer Rotationskanone vom Typ Gustloff HF 21 und je 50 000 Schuß Munition. Zusätzlich hatte die Ar 666 in Innenschächten zehn Luftabwehrraketen vom Typ Wgr 38 »Alswidr« mit 180 Kilometer Maximalreichweite. Wurden die Raketenträger ausgefahren, konnten sie auch um 180 Grad nach hinten geschwenkt und abgefeuert werden.

Durch ihre Form und Kohlenstoffeinlagen in der Hülle war die Maschine vom Radar nicht zu erfassen. Ihre Gipfelhöhe betrug 21 000 Meter, ihre Reisegeschwindigkeit in 15 000 Meter 1074 km/h und ihre Reichweite bei voller Zuladung 18 000 Kilometer. Die Standardversion hatte drei Mann Besatzung, konnte aber wie alle Flugzeuge der Thule-Luftwaffe problemlos von einem Mann allein geflogen werden.

Die Modellversion P/JT, die Behrens ausgesucht hatte, war eine ganz besondere Spezialität: ein Jägerträger. Sie verfügte über leistungsgesteigerte Triebwerke und führte in Mulden unter dem Rumpf acht Kurzstreckenhochleistungsjäger vom Typ Messerschmitt Me 1090 Libelle 3 mit. Zusätzlich zu den Plätzen für ihre eigene Besatzung bot sie noch acht kleine Kojen für die Piloten der Libellen, die ihre Jäger normalerweise erst kurz vor einem geplanten Einsatz bestiegen.

Da die Libellen nur eine Maximalreichweite von 590 Kilometern hatten, konnten sie nach einem Kampfeinsatz vom Trägerflugzeug aus erneut betankt werden – wodurch dessen Reichweite natürlich sank.

Aber Behrens hatte nicht vor, die Libellen einzusetzen. Er wollte sie aus einem anderen Grund. »Die US Air Force wird dir keine unangenehmen Fragen stellen, wenn du gleich mit neun Hightechflugzeugen ankommst – der Arado und den acht Jägern. Ich fürchte, der Krieg gegen die Chinesen wird sich länger hinziehen als geplant. Da kann dein Mitbringsel die entscheidende Wendung bringen!«

McBain nickte stumm. Der Gedanke an seine Kameraden, die in China um ihr Leben und für die Freiheit kämpften, drängte all seine Bedenken beiseite. Manfred hatte ihn voll und ganz überzeugt. Er war wirklich gut darin, stets und immer die richtigen Worte zu finden.

*

Am nächsten Freitagabend fuhren McBain und Behrens mit der Magnetbahn ganz offiziell zum Fliegerhorst Bärenhöhle. Die Wache am Durchgang vom Bahnhof auf das eigentliche Flughafengelände kannte McBain schon und salutierte zackig. Manfred zeigte seinen Presseausweis vor.

»Herr Behrens von den ›Thule-Nachrichten‹ arbeitet an einer Reportage über neue Flugzeugführer wie mich, die schon für andere Streitkräfte geflogen sind. Sicher haben Sie schon davon gehört.«

Der Gefreite nickte beflissentlich. Er wollte sich offenbar keine Blöße geben und winkte die beiden durch.

So international der Kampfauftrag der Thule-Truppen auch war, so deutsch war doch das Verhalten ihrer Soldaten. Es war

Freitagabend, und da hatte man Wochenende. Das Wartungspersonal hatte fast geschlossen dienstfrei. Locker plaudernd für den Fall, daß jemand sie zufällig sehen sollte, marschierten Behrens und McBain über das riesige Flugfeld. Die Ar 666 standen ob ihrer Größe ein wenig abseits, die Jägerträger hatten noch einmal einen eigenen Platz für sich. Insgesamt zwölf warteten in der schummrigen Beleuchtung, die nur dann hochgefahren wurde, wenn Flugbetrieb herrschte.

Alle JT-Versionen hatten ihre jeweils acht Bordflugzeuge unter dem Rumpf hängen. Mike deutete auf die Maschine, die ganz vorne stand: »Die nehmen wir! Die ist komplett aufgetankt.«

»Woher willst du das wissen?«

»Schau auf die Federbeine. Die sind fast bis zum Anschlag eingefahren. Auf denen lastet das Maximalgewicht.«

McBain nahm eines der überall herumstehenden Leitergestelle auf Rollen und schob es unter das Flugzeug. Er kletterte empor, öffnete die Einstiegsluke am unteren Ende der Druckkabine, die konusförmig etwa fünf Meter aus dem Flügelkörper nach vorne ragte, winkte Manfred zu sich herauf und nötigte ihn in das Flugzeug.

Der »unfreie Journalist«, wie er sich seit neustem gern nannte, wirkte ängstlich und verunsichert. »Kommst du denn nicht mit?«

»Ich muß vorher noch etwas erledigen! Geh ins Cockpit, faß um Himmels willen nichts an und warte auf mich!«

»Und was soll ich machen, wenn ein Wachsoldat vorbeikommt?«

»Sei einfach nett und blas ihm einen.«

»Wie bitte?«

»Wachsoldaten auf Flughäfen sind alle schwul. Ich dachte, in deinen Kreisen wüßte man das.«

Schon drehte McBain sich um, huschte die Treppe hinunter und verschwand im Zwielicht zwischen den Flugzeugen. Das breite Grinsen auf seinem Gesicht überspielte seine Anspannung.

Er eilte auf die Kontrollzentrale des Flughafens zu, die in einer großen, vollverglasten Nische in der betonierten Höhlenwand untergebracht war. Die Stille in der Bärenhöhle kam ihm fast unheimlich vor.

Natürlich gab es noch eine kleine Restbesatzung in der Flugleitung und der Luftraumüberwachung, aber die Sicherheit Thules vor Angriffen von oben wurde andernorts gewährleistet – von einer schwer verbunkerten Stellung auf dem Gipfel der Geßner-Spitze aus. Deswegen konnte man hier im Fliegerhorst Bärenhöhle auf den eingeschränkten Wochenendbetrieb umschalten. Auch Soldaten brauchten schließlich Ruhepausen.

Aber es gab eine Person hier in der Flugleitung, die ihren Fluchtplänen ernsthaft gefährlich werden konnte, und die mußte McBain ausschalten. Solange der Mann in der Torsteuerung noch aktiv war, war an Flucht nicht zu denken.

Das massive doppelflügelige Panzerschott am Ende der vier Kilometer langen Start- und Landebahn durch den Berg öffnete sich zwar automatisch, wenn ein Flugzeug das entsprechende Anforderungssignal schickte, und schloß sich auch ebenso automatisch wieder hinter ihm. Aber eine so wichtige Verteidigungseinrichtung wie das Schott konnte natürlich jederzeit manuell bedient werden – und die manuelle Steuerung hatte immer Vorrang.

Auf der Thule-Fliegerschule hatte man ihnen einen Lehrfilm vorgeführt, der das unrühmliche Ende eines englischen Geheimagenten gezeigt hatte, dem es gelungen war, eine notgelandete Libelle 2, deren Selbstzerstörungsmechanismus versagt hatte, wieder flottzubekommen. Mit eingeschalteter Torkennung war er auf die Bärenhöhle losgeflogen – nicht ahnend, daß alle Flugzeuge Thules über ein Sicherheitssystem verfügten, das einen Code aus dem Armband der Fliegeruhr ablas, die jeder Pilot der Thule-Truppen besaß. Empfing es diesen Code nicht, sendete das System einen stillen Alarm an die Flugleitung.

Die hatte den Piloten der Libelle daraufhin angefunkt. Als er zwar auf Deutsch, aber radebrechend und mit furchtbarem Akzent geantwortet hatte, war das Panzertor mittels Vorrangbefehl geschlossen worden.

Libelle und Engländer waren beim Aufschlag auf den meterdicken Stahl einfach zerplatzt. Dieses Schicksal wollte Mike für sich und Manfred tunlichst vermeiden.

Als er den Lichtkreis vor dem Eingang der Flugkontrolle erreichte, richtete er sich auf und marschierte selbstbewußt auf die Tür zu.

Sollte ihn zufällig jemand sehen, würde er nichts weiter als

einen Soldaten in Uniform erblicken, der wie selbstverständlich den in die Höhlenwand gebauten Komplex betrat.

Doch niemand sah ihn, und niemand störte ihn. Das war beinahe schon zu einfach. Mike fragte sich, ob die Vorfahren dieser Deutschen anders gewesen waren, härter, mißtrauischer.

Ja, so mußte es sein. Denn andernfalls hätten sie niemals die Welt an den Rand einer Niederlage bringen können, ausgerüstet mit nichts als den beschränkten Ressourcen ihres winzigen Landes, ihrer Überheblichkeit und ihrem Mut.

Aus dem Raum der Flugkontrolle drangen laute Musik und Gelächter. Gut. Die Deutschen rechneten also nicht mehr mit Flugverkehr in dieser Nacht. Entsprechend sorglos waren sie.

Mike huschte weiter zum Raum der Torkontrolle am Ende des Ganges. Die war ebenso wie die Flugkontrolle rings um die Uhr besetzt, zu Einsatzzeiten mit drei Mann, während Ruhephasen wie jetzt mit nur einem. Mike hatte das alles genau recherchiert.

Vorsichtig drückte er den Türknauf hinunter. Nicht abgeschlossen. Wieso auch?

Vor dem Kontrollpult und den Monitoren, die das momentan geschlossene Panzertor von innen und von außen zeigten, saß ein leicht übergewichtiger Obergefreiter und las angespannt in einem Buch. Das runde Titelbild auf dem schwarzen Einband zeigte irgendein phantastisches Raumschiff. *Science Fiction,* dachte Mike abschätzig. *Märchen für Leute, die dem Märchenalter entwachsen sind.*

Als er eintrat, sah der Obergefreite natürlich auf. Er wollte das Buch weglegen, aufspringen und salutieren, doch an diesem Abend würde er nur noch eines tun: schlafen. Mikes Fingerknöchel schossen vor und trafen seinen Adamsapfel. Röchelnd und nach Luft ringend ging der dicke Soldat in die Knie. Ein gezielter Tritt an die Kinnspitze schickte ihn endgültig ins Reich der Träume.

Mike fing den Mann auf und ließ ihn wieder in den Stuhl sinken.

Er fühlte den Puls des Dicken: alles in Butter. Wenn er erwachte, würde er zwar einige Schmerzen und verdammt viel zu erklären haben, aber er würde es überleben.

Mit ein paar extra für diesen Zweck mitgebrachten Kabelbindern fesselte er den Soldaten an seinen Stuhl und steckte ihm zusätzlich einen Knebel in den Mund. Er rechnete zwar nicht

damit, daß der Mann aufwachen würde, bevor er Thule verlassen hatte, aber sicher war sicher.

Dann öffnete er eine Wartungsklappe an der Konsole der manuellen Torsteuerung und löste ein paar der dahinter befindlichen Steckverbindungen. Er hatte sich wirklich gut auf diesen Augenblick vorbereitet.

*

Keine zehn Minuten später kletterte Mike in die Flugzeugführerkanzel der Arado, in der ein zitternder Manfred ängstlich auf ihn wartete.

»Alles gutgegangen?«

»Völlig reibungslos.« Er setzte sich in den Pilotensitz, legte die Gurte an und bedeutete Manfred im Gestühl neben ihm, es ihm gleichzutun. »Schnall dich gut an. Der Flug könnte rauh werden.«

McBain hatte zwar keine Flugerfahrung auf diesem riesigen Flugzeug, neben dem der Airbus A 380 wie ein Spielzeug gewirkt hätte. Aber er hatte jede Menge Flugerfahrung auf großen, schweren Maschinen, und die Ar 666 war vollautomatisiert und im Prinzip leichter zu steuern als ein einmotoriges Sportflugzeug – solange man nur wußte, welche Knöpfe man zu drücken hatte.

Und das wußte Mike genau, schließlich hatte er aus der Fliegerschule ein Pilotenhandbuch für diesen Typ mitgenommen und an jedem Abend der vergangenen Woche studiert.

Er warf das Hilfstriebwerk an – mehr Leistung gab die Bordbatterie nicht her – und hatte daraufhin genug Energie, nacheinander alle zehn Hochleistungsturbinen vom Typ Jumo 1012 anzulassen.

Dann kam der Augenblick, vor dem er sich am meisten gefürchtet hatte – der Augenblick der Entscheidung. Während er die breite Batterie der Gashebel ein wenig nach vorn schob und der schwere Vogel sich träge in Bewegung setzte, blinkte die Funkkontrolleuchte auf.

Mike ging auf Empfang.

»Hier Flugkontrolle Fliegerhorst Bärenhöhle. Ich rufe Maschine Dora-Anton-Siegfried-Ypern. Wir haben keinen Flugplan und keine Fluggenehmigung vorliegen.«

»Hier Dora-Anton-Siegfried-Ypern. Selbstverständlich haben Sie keinen Flugplan, denn ich erledige einen Geheimauftrag.«

»Welchen?«

»Witzbold! Wenn ich Ihnen das sage, ist er doch nicht mehr geheim.«

»Ich brauche trotz allem eine Bestätigung für Ihren Auftrag.«

»Rufen Sie Oberst Sprenger an. Von dem erfahren Sie alles, was Sie wissen müssen.« Sprenger war der Kommandant der Fliegerschule, und Mike wußte, daß er heute abend nach Neu-Berlin gefahren war, um mit seiner Frau die Premiere der »Meistersinger« im frisch renovierten Reichsopernhaus zu sehen. Die Jungs von der Flugkontrolle wußten das allerdings nicht. Es würde also dauern, bis sie ihn erreicht hatten…

Als die Maschine die lange Höhle nach draußen erreicht hatte, schob McBain die Gashebel sanft nach vorn. Selbst die aufgetankte Maschine durfte er nicht mit voller Kraft beschleunigen, da er es nicht riskieren durfte, in der nur 100 Meter hohen Höhle vorzeitig abzuheben. So etwas konnten sich nur die kleinen Jäger erlauben.

Die schweren Bomber gaben erst dann vollen Schub auf die Turbinen, wenn sie das Panzertor erreicht hatten.

Das öffnete sich langsam, da die Bordautomatik den entsprechenden Funkbefehl gegeben hatte. Manfred auf dem Kopilotensitz schwitzte Blut und Wasser, aber Mike konnte sich nicht um ihn kümmern. Er hatte alle Hände voll damit zu tun, die überschwere Maschine zu kontrollieren. Immerhin saß er zum erstenmal am Steuer eines Giganten mit weit mehr als 100 Meter Spannweite.

Die Jumo-Triebwerke waren so stark, daß sie die Maschine in wenigen Augenblicken auf die 250 km/h beschleunigten, die für die Arado auf der Startbahn zulässig waren. In weniger als einer Minute würde sie das Panzertor erreichen, doch die Zeit tropfte dahin wie ein zäher Brei.

Die Öffnung im Berg war nun gut zu erkennen. Die hellen Sterne des klaren Südpolarhimmels funkelten durch sie hindurch.

Das Schott hatte sich fast vollständig aufgeschoben, gab schon mehr als 300 Meter frei. Das reichte!

»Dora-Anton-Siegfried-Ypern, hier ist die Flugkontrolle. Für Ihren Flug liegt keine Genehmigung vor. Brechen Sie den Start

sofort ab!« Die Männer von der Überwachung waren besser, als Mike erwartet hatte, das mußte er zugeben. Vor allem als er sah, daß sich das Panzertor langsam wieder zuzuschieben begann.

Die Kerle hatten sofort reagiert und in der Torsteuerung nach dem Rechten gesehen! Aber daß sie seinen Sabotageakt so schnell erkannt und den Schaden behoben hatten, war in seiner Planung nicht vorgesehen.

Egal! McBain schob die Gashebel bis zum Anschlag durch. Die letzten fünfhundert Meter der Strecke wollte die Maschine schon abheben, und Mike mußte sie auf den Boden drücken. Das Panzertor schob sich immer weiter zu – aber nicht schnell genug. Die Öffnung war noch gut 200 Meter breit, als die Arado ins Freie schoß. Sofort sackte sie durch.

Mike zog den winzigen Steuerknüppel leicht an und betätigte den Knopf für das Fahrwerk. Mit donnernden Triebwerken zog der Deltaflügler leicht wie ein Feuervogel hinauf in die antarktische Nacht.

Mike schaltete den Impulsgeber für die automatische Freund/Feind-Erkennung aus. Nun war er dank der Tarnkappenfähigkeiten seiner Maschine für etwaige Verfolger nicht mehr erkennbar.

Er nahm die Leistung der Triebwerke bis auf die Sparstellung zurück, auch um eine etwaige Erkennung mittels Infrarot zu verhindern. Gemächlich kletterte die Maschine auf ihre Reiseflughöhe von 15 000 Meter. Mike ging auf Nordkurs, aktivierte den Autopiloten, lehnte sich entspannt in seinem Sitz zurück und schnallte sich los.

Behrens neben ihm war ein Häufchen Elend. »Die Tore hätten uns fast noch erwischt. Ich bin sicher, daß die Kerle ihre gesamte Luftflotte aufbieten, um uns zu finden. Dieser ganze Plan ist Wahnsinn! Ich hätte mich niemals darauf einlassen dürfen!«

»Dieser ganze Plan ist auf deinem Mist gewachsen, schon vergessen, Manfred? Aber entspann dich.« McBain deutete auf einen der zahlreichen Bildschirme in der Pilotenkanzel. »Ich weiß nicht, ob die uns Flugzeuge hinterherschicken und wenn ja, wie viele. Ich weiß nur, daß wir von keiner Ortung erfaßt werden. Das hier ist die passive FuMO-Anzeige: Wenn irgendwer uns mit seinem Radarstrahl anpeilt, sehen wir das hier. Aber wie du siehst, sehen wir nichts.« Mike grinste so breit, wie nur Amerikaner das konnten.

»Wieso weißt du nicht, ob Maschinen hinter uns her sind? Hast du denn kein Radar aktiviert?«

»Selbstverständlich nicht. So wie wir erkennen können, ob jemand uns anpeilt, können die anderen das auch. Die beste Stealth-Technologie nutzt nichts, wenn du die anderen auf dich aufmerksam machst. Also bleibt unser Radar aus.« Mike erhob sich. »Ich gehe jetzt mal nach hinten und sehe mir unsere Bordjäger an. Sollte irgend etwas sein, weißt du ja, wo du mich findest.«

Where we're going is anybody's guess
Cos we're riding the oblivion express

(Status Quo – Parfitt/Edwards)

14. Dschungelkampf

Gegen Mittag des nächsten Tages flog die Thule-Maschine mit der Kennung DA+SY über den schier unendlichen Weiten des Amazonasurwalds, der aus der Höhe aussah wie ein ab und zu von blauen Bändern durchzogener grüner Filzteppich.

Die Maschine wurde weiterhin von ihrer Vollautomatik gesteuert. McBain hatte die Wache übernommen, während Behrens, von dem die Anspannung nur allmählich abgefallen war, erschöpft vor sich hindöste.

Als ein schriller Alarm durch die Kanzel jaulte, schreckte er hoch. »Was ist? Werden wir angepeilt?«

»Nein…« Mike war sich noch nicht ganz sicher, was ihm die Geräte da anzeigten. »Das ist das MF-Meßgerät. Es mißt die elektromagnetischen Felder an, mit denen sich Stahlzepps fortbewegen… und Flugscheiben.«

»Flugscheiben? Gibt es die Dinger also doch? Verfolgen uns die Thule-Truppen etwa mit ihnen?«

»Ich weiß es noch nicht. Das Gerät spuckt eine Kennung aus, die mir nichts sagt. Reich mir mal das Handbuch!«

Manfred tat wie ihm geheißen, und der Pilot blätterte hastig in den Unterlagen. Dann verhärtete sich sein Gesicht. »Das sind eindeutig Magnetfelder von AIn-Flugscheiben. Es gibt sie also wirklich!«

Manfred sagte keinen Ton, wurde nur noch blasser als bisher schon.

Mike starrte angestrengt aus dem Fenster, suchte in einer ganz

bestimmten Richtung den Himmel ab. Und dann sah er den Rauch.

Der stand fast am Horizont, in trägen, fetten Schwaden, die sich in der Mittagshitze kaum bewegten. McBain schaltete den Autopiloten aus und steuerte die Arado in Richtung der Rauchwolken.

»Was soll das?« Behrens sah ihn entgeistert an. »Wenn da tatsächlich Aliens sind, willst du doch nicht etwa hinfliegen, oder?«

Der Amerikaner antwortete nicht. Aber er drückte die Maschine von der Reiseflughöhe hinunter. Obwohl er die Triebwerksleistung bis in den Leerlauf drosselte, nahm die Arado deutlich Fahrt auf.

Erst 1500 Meter über dem Grund fing er sie ab und gab wieder Leistung auf die Turbinen. Sein Gesicht versteinerte, als er das Drama sah, das sich unten am Boden im grellen Licht der Tropensonne abspielte.

Mitten im Urwald lag eine große Siedlung, vermutlich illegal errichtet. Die Bauern hatten mit Brandrodung Platz für Felder geschaffen. Doch anbauen würden sie auf diesen Felder nichts mehr. Drei Flugscheiben, jede etwa 30 Meter durchmessend und 15 Meter hoch, kreisten in aberwitzigen Kurven über dem Dorf. Immer wieder schlugen Energieblitze – Laserstrahlen? – aus den unheimlichen Maschinen und richteten schwere Verwüstungen am Boden an.

Die Strahlen schossen auf alles, was sich bewegte: Männer, Frauen, Kinder, Alte. Es gab keinen Schutz vor ihnen. Menschen, die in den ärmlichen Hütten Deckung suchten, wurden mitsamt den Behausungen pulverisiert. McBain hatte die Bilder der bordeigenen Aufklärungskamera auf den großen Multifunktionsbildschirm in der Mitte der Konsole gelegt. Die Hochleistungsoptik zeigte jede gräßliche Szene bis ins Detail.

Einer Gruppe von Bauern schien die Flucht in den Dschungel zu gelingen. Nur noch 50 Meter lagen vor ihnen. Wenn sie erst den schützenden Urwald erreicht hatten, wären sie vermutlich in relativer Sicherheit vor den Angriffen.

Doch so weit kamen sie nicht.

Eine der Flugscheiben schwirrte über sie hinweg und warf eine Bombe ab. Fettes gelbes Gas quoll aus dem Kanister, als er am Boden zerplatzte.

Nun belegten auch die beiden anderen AIn-Maschinen das Dorf mit den Gasbomben. Bald rührte sich nichts mehr da unten.

»Diese verdammten Aliens! Sie ermorden Frauen und Kinder! Aber damit lasse ich sie nicht davonkommen! No, Sir, da habe ich auch noch ein Wörtchen mitzureden!«

Manfred sah Mike entgeistert, ja, beinahe entsetzt an. »Willst du die etwa angreifen?«

»Darauf kannst du einen lassen. Die verdammten AIn sollen erleben, was es heißt, sich mit einem waschechten Amerikaner anzulegen!« Schon huschten Mikes Finger über die Tastatur in der Konsole links neben ihm.

»Du weißt doch gar nicht, ob das Gewäsch von den Aliens stimmt! Das könnten auch Thule-Flugscheiben sein, die das alles hier nur inszeniert haben, um uns in die Falle zu locken!«

»Manfred, manchmal glaube ich, daß du ganz einfach paranoid bist. Zeigen diese Flugscheiben das Balkenkreuz? Nein! Dann sind sie auch nicht aus Thule!«

Manfred wollte noch etwas erwidern, aber er kam nicht mehr dazu. Die Besatzung einer der Flugscheiben hatte die Arado entdeckt und ging auf Abfangkurs. Mike zog die Maschine in eine enge Kehre – gerade noch rechtzeitig genug, denn ein sonnenheller Kampfstrahl schoß dicht an ihnen vorbei.

Mikes rechte Finger huschten erneut über eine Tastatur, während er mit der linken das Flugzeug auf eine irrwitzige Ausweichbahn steuerte.

Im nächsten Moment erfüllte ein schrilles Dröhnen die Arado. Manfred erschrak sich fast zu Tode, aber Mike konnte ihn beruhigen: »Das sind unsere beiden Kanonentürme! Die haben eine aktive Zielerfassung und feuern vollautomatisch, wenn sie etwas ins Visier bekommen – und auch nur dann!«

Mehrere tausend Zweizentimetergranaten sägten in die Hülle der Flugscheibe, die dem Jägerträger entschieden zu nahe gekommen war. Übergangslos detonierte die fremdartige Maschine – mit einer solchen Wucht, daß es die Arado fast auf den Rücken gedreht hätte.

Doch McBain hatte den Riesenvogel fest im Griff. Als der Flug sich wieder beruhigt hatte, stand er auf. »Ich habe den Autopiloten darauf programmiert, einen großen Kreis zu fliegen. Wenn die beiden anderen Flugscheiben angreifen, eröffnet un-

sere Maschine automatisch das Feuer. Kommt uns eine zu nahe, ziehst du hier am Steuerhebel. Damit machst du die Flugbahn unberechenbar. Ist die Gefahr vorbei, läßt du den Hebel wieder los, und der Autopilot hat wieder das Sagen. Alles klar?«

Behrens stand die Panik ins Gesicht geschrieben. »Und was ist mit dir?«

»Ich gehe nach hinten, nehme eine der Libellen und knöpfe mir die beiden anderen Schweinehunde vor. Die wollten hier wohl ein Schlachtfest feiern – und haben nicht damit gerechnet, daß sie selbst auf die Schlachtplatte kommen!«

*

Mike eilte an den leeren Kojen der Jägerpiloten vorbei nach hinten und kletterte hinab in Libelle Nummer 5. Die war zu mehr als zwei Dritteln in den Bauch der Arado heraufgezogen, verschwand bis zu den Flügelunterkanten in den speziellen Aufnahmebuchten der Version JT.

Daher war es auch einleuchtend, daß die jeweils vier Kurzstreckenraketen vom Typ Max X, mit der eine Libelle zusätzlich zu ihrer schweren Kanone bewaffnet war, auf den Tragflächen montiert waren anstatt darunter: So gab es keine Ecken und Winkel, die auf einem gegnerischen Radarschirm ein verräterisches Echo hätten erzeugen können, wenn die aufmunitionierten Jäger noch an Bord waren.

Die Kabinenhaube stand offen. Mike kletterte in den Pilotensitz. Als er die Haube schließen wollte, ruckte das Trägerflugzeug, und die beiden Geschütztürme heulten wieder auf. Offenbar machte Behrens seine Sache am Steuerknüppel besser als befürchtet, und auf die automatische Feuerleitung der Bordwaffen war sowieso verlaß.

Der Amerikaner zog die Gurte fest und drückte den Auslöseknopf. Kaum hatte die Fangmechanik die Libelle freigegeben, zündete das überstarke Triebwerk Jumo 1014. Mit fauchendem Nachbrenner schoß der kleine Jäger unter der Trägermaschine hervor, gerade noch rechtzeitig, um zu sehen, wie eine Geschoßgarbe der Arado in die zweite Flugscheibe fetzte und sie ebenfalls zur Explosion brachte.

Doch offenbar waren die AIn noch in der Lage gewesen, vorher einen Treffer in der Triebwerkssektion der großen Maschine

zu landen, denn die Arado taumelte und zog eine lange Rauchfahne hinter sich her.

Momentan konnte sich McBain allerdings nicht darum kümmern, denn die dritte Flugscheibe war ebenfalls auf Angriffskurs. Er jagte alle vier Luft-Luft-Raketen auf einmal los. Die Max X schwärmten aus und jagten, graue Rauchfahnen hinter sich herziehend, auf die Flugscheibe los.

Die wich im allerletzten Moment mit einem irrwitzigen Manöver aus, wie es wohl nur mit Magnetfeldantrieb möglich war, hüpfte regelrecht in die Höhe.

Doch damit hatte Mike gerechnet und den Abzugknopf der Bordkanone schon gedrückt, noch bevor die Flugscheibe hochzog. Deshalb schlugen die Zweizentimetergranaten der Libelle in dem Augenblick in ihre Hülle, als der fremde Pilot sich vermutlich gerade in Sicherheit gefühlt hatte.

Rauch quoll aus dem unheimlichen Fluggerät, taumelnd sackte es weg.

»How do you like this, motherfucker?«* Mike konnte es kaum fassen. Er hatte drei Flugscheiben der AIn abgeschossen!

Nun ja, wenn er ehrlich sein sollte, war es ein Gemeinschaftswerk mit Manfred Behrens gewesen. Und um den mußte er sich kümmern, denn die Arado brannte und würde sich nicht mehr lange in der Luft halten können.

Mit der Leichtigkeit, mit der sich ein Ferrari neben einen Lkw setzen konnte, zog McBain die Libelle direkt neben die Pilotenkanzel der Ar 666. Er konnte Manfred auf dem Pilotensitz sehen, sah sogar dessen schreckgeweitete Augen.

Er hoffte, daß der verängstigte Mann nicht zufällig an die Funkkontrollen gekommen war und sie ausgeschaltet hatte – und daß der Treffer der AIn die Funkanlage nicht beschädigt hatte. Beides war zum Glück nicht der Fall.

»Bist du angeschnallt?« Manfred antwortete nicht, aber Mike konnte sehen, daß er heftig nickte.

»Gut! Dann greifst du jetzt mit beiden Händen über deinen Kopf an die Rückenlehne. Dort ist ein großer Ring. Den ziehst du und hältst ihn fest.«

---

* Im deutschen Kino gern übersetzt mit: »Jippiaiyeah, Schweinebacke!«

Manfred schüttelte nur stumm den Kopf. Er war klug, und er wußte selbstverständlich, was ein Schleudersitz war und wie der funktionierte. Aber er war auch völlig verängstigt, und einem solchen Gerät würde er sich niemals anvertrauen. Um keinen Preis der Welt.

»Goddammned, Manfred! Die Maschine kann jeden Augenblick explodieren. Du mußt da raus! Sofort!«

Schweigen. Kopfschütteln.

Mike hatte nicht übertrieben. Seinem Kameraden blieb wirklich nicht mehr viel Zeit. Also waren einschneidendere Maßnahmen gefragt.

Der Amerikaner nahm Gas weg, zog die Libelle nach oben und flog eine Rolle, die ihn hundert Meter über und zweihundert Meter hinter die brennende Arado brachte. Er richtete die Maschine aus, bis sein Ziel exakt im Reflexvisier der Frontscheibe abgebildet war, und zog erneut den Abzug durch. Der Rückstoß der Rotationskanone verzögerte die kleine Messerschmitt spürbar, aber die Garbe hatte gesessen.

In einem Splitterregen flog die rechte Hälfte der Pilotenkanzel des Jägerträgers weg. Behrens war weder getroffen noch verletzt worden, aber endlich kam Leben in ihn. Mit beiden Händen griff er nach oben über seinen Kopf und zog den Griff des Schleudersitzes. Das, was vom Kabinendach noch übriggeblieben war, wurde weggesprengt, und im nächsten Augenblick ritt Manfred auf einem Feuerstrahl aus dem Wrack, das sich nun taumelnd auf die Seite neigte und endgültig abschmierte.

Mike sah, wie der Rettungssitz nach dem Ausbrennen des Raketenmotors erst den Brems- und dann den Hauptfallschirm auslöste. Manfred schwebte sanft nach unten, dem zerstörten Dorf im Dschungel entgegen. Er war gerettet.

In diesem Augenblick schlug ein blendender Blitz den Leitwerksträger der Libelle weg. Steuerlos überschlug sie sich. Im Gegensatz zu Manfred hatte Mike Situationen wie diese immer wieder trainiert. Gedankenschnell katapultierte er sich aus dem Jäger.

Das war sein Glück, denn die Flugscheibe, die er in Brand geschossen hatte, feuerte einen zweiten Energiestrahl ab, der das Wrack des Jägers explodieren ließ.

Am liebsten hätte McBain sich selbst geohrfeigt. Aus Sorge um Manfred hatte er nicht darauf geachtet, ob er seinen Gegner

ab- oder nur angeschossen hatte. Er war eben doch ein Bomberpilot!

Er fühlte sich so hilflos wie selten, als er angeschnallt auf seinem Pilotensitz saß und unter dem Fallschirm pendelte, der sich wie eine große weiße Blume über ihm entfaltet hatte. Für ihn stand fest, daß die letzte Flugscheibe noch einmal kehrtmachen und die beiden Männer an ihren Schirmen wie Tontauben abschießen würde.

Zu seinem und Manfreds Glück hatte er sich getäuscht. Es schien so, als hätten die letzten beiden Schüsse die Energie der Flugscheibe aufgezehrt. Mit einem schrill-schrecklichen Pfeifen und Jaulen kippte der rauchende Diskus seitlich weg und schlug am Rande des Dorfes ins Unterholz. McBain wartete auf die fällige Explosion, doch die blieb aus. Das Ding lag einfach da, rauchend und beschädigt. Bewegungslos.

*

Die beiden Schleudersitze landeten mitten in dem zerstörten Dorf. Als McBain herunterkam, hatte sich Behrens schon abgeschnallt.

Stumm stand er da, mit offenem Mund, weit aufgerissenen Augen und deutlichen Anzeichen eines Schocks.

Ringsum war außer den beiden Männern nichts und niemand mehr am Leben. In den rauchenden Trümmern lagen teilweise gräßlich verstümmelte oder verkohlte Leichen. Andere waren äußerlich unversehrt.

Sie hatte das Giftgas getötet.

Mike löste die Gurte und sog vorsichtig die Luft ein. Aber die Gefahr war vorüber. Das von den AIn verwendete Giftgas hatte sich entweder verzogen, seine Wirkung verloren oder beides.

Er schaute hinüber zum Dorfrand. Dort ragte die schwer beschädigte Flugscheibe wie ein Monument des Bösen auf. Aus mehreren klaffenden Öffnungen in der Hülle stieg fetter schwarzer Rauch. Die Fensterfront oben auf der Kuppel war unbeschädigt, doch Bewegung dahinter war nicht zu erkennen.

Manfred stand weiterhin einfach da und rührte sich nicht. Gut. Dann konnte man ihn für ein paar Minuten allein lassen. Mike spurtete los.

Im Nu hatte er das Flugscheibenwrack erreicht.

Rasch orientierte er sich. Ja, da war ein Einstieg, doch der war verschlossen.

Egal.

Nicht weit von der Tür oder Schleuse oder was auch immer hatten die Granaten der Libelle ein gezacktes Loch von mindestens drei Meter Durchmesser gerissen. Vorsichtig kletterte Mike über das scharfkantige Metall.

Er befand sich in einem von Rauch erfüllten Raum, konnte kaum atmen. Nicht weit entfernt lag eine menschengroße Gestalt in einem unförmigen Raumanzug am Boden. Der Anzugträger hatte vermutlich die Schleuse zu erreichen versucht, das aber nicht mehr geschafft.

Mike hustete. Er würde auch nicht mehr viel schaffen, wenn er sich nicht verdammt beeilte. Er lief zu der Gestalt im Raumanzug und packte sie.

Sie war schwer, etwa so schwer wie ein NASA-Astronaut mit Anzug.

Nicht von Bedeutung.

Er warf sich den Fremden über die Schulter und kämpfte sich zum Ausgang zurück. Plötzlich stellten sich sämtliche Härchen an seinem Körper auf.

Infraschall. Ein Ton, der so tief war, daß man ihn nicht mehr hören konnte, und nun langsam immer kurzwelliger wurde. Ein Ton, der so fremd, so *anders* war, daß Mike nur noch einen Gedanken verspürte: *Weg!*

Er stolperte aus dem Wrack, gebückt unter der Last des Fremden. Draußen sah er Manfred mitten auf dem Dorfplatz stehen und mit offenem Mund wortlos in seine Richtung deuten. Das fremde Geräusch wurde immer seltsamer, immer höher.

Schwarze Rauchzungen umspielten ihn, schienen nach ihm zu greifen wie lebendige Wesen.

Nein, das waren keine Rauchzungen. Das war wabernde, lebendige Energie!

Mike rannte um sein Leben, doch die Last auf seinen Schultern ließ er nicht fallen. Er sah Manfreds entsetztes Gesicht und hörte die unbeschreibliche Kakophonie hinter sich, die nun immer schriller wurde und sich dem Ultraschallbereich näherte.

Er rannte, und er drehte sich nicht um, so wie sich einst Lot auf der Flucht aus Sodom und Gomorra nicht umgedreht hatte.

Erst als er Manfred erreicht hatte, ließ er den Fremden von

den Schultern gleiten und riskierte einen Blick zurück. Er sah etwas, das er sein Lebtag lang nicht mehr vergessen würde.

Die Flugscheibe der AIn faltete sich zusammen wie ein Modell aus Papier, das von einer unsichtbaren Hand zerknüllt wurde.

Die Zungen schwarzer Energie umwaberten es wie tanzende Schlangen, die sich aus einer Grube erhoben. Das absolut fremde Geräusch war mittlerweile in unhörbare Höhen gestiegen, und so ereignete sich der schreckliche Vorgang in gespenstischer Stille.

Man hörte kein Knacken, kein Knistern, kein Reißen von Metall.

Jetzt durchmaß das zusammengeknüllte Wrack kaum mehr als einen Meter, faltete sich dann auf Fußballgröße zusammen, um sich immer weiter und immer wieder neu zu legen und zu schrumpfen – bis es einfach verschwand.

Kurz waberte noch etwas von der lebenden schwarzen Energie, dann verdampfte sie.

»Die hatten die ganze Zeit recht«, stöhnte McBain.

»Damit, daß es die Flugscheiben gibt?« Endlich konnte Behrens wieder reden.

»Ja, das auch, aber das meine ich nicht. Ich habe ihnen nicht geglaubt, als sie mir sagten, die Flugscheiben der AIn würden von Schwarzlochgeneratoren angetrieben. Aber das hier war der Beweis! Die Fremden erzeugen ihre Energie mit künstlichen Schwarzen Löchern!«

»Wie… wie kommst du darauf?«

»Was wir gerade erlebt haben, war das Ende eines solchen Schwarzen Loches. Meine erste Garbe muß die Abschirmung oder Reaktorsteuerung oder so etwas erwischt haben. Das Schwarze Loch ist außer Kontrolle geraten und hat das Schiff, das es antreiben sollte, einfach verschluckt.«

»Aber wieso frißt es dann nicht weiter… bis es die Erde verschlungen hat… und das ganze Universum?« Manfred zitterte wie Espenlaub.

»So etwas hat man früher für möglich gehalten. Aber heute geht man davon aus, daß Schwarze Löcher, wenn sie nicht gerade aus dem Kollaps einer Sonne entstanden sind, einfach verdampfen, wenn sie eine gewisse Menge Materie verschluckt haben. Genau das war hier der Fall.«

Der junge Amerikaner beugte sich zu der Gestalt im Raumanzug hinunter, die immer noch leblos am Boden lag.

Dieser Anzug war unnatürlich, viel dicker als ein NASA-Modell. Waren die AIn außerirdische Fettsäcke? Dieser hier lag jedenfalls auf dem Bauch, und Mike hatte einige Mühe, ihn auf den Rücken zu drehen. Er warf einen neugierigen Blick auf das Sichtfenster im Helm, doch das war verspiegelt.

Mit ein paar raschen Blicken hatte er erkannt, wo man den Anzug öffnen mußte. Er betätigte ein paar Verschlußhebel und zog probeweise am Helm. Mit einem zischenden Geräusch löste er sich von dem Anzug, der im nächsten Augenblick in sich zusammenfiel wie ein Ballon, aus dem man die Luft abgelassen hatte.

Mike legte den Helm beiseite und starrte auf den Kopf des AIn, der nicht kräftiger gebaut war als ein Mensch. Sein Magen krampfte sich zusammen, und er mußte einen heftigen Brechreiz unterdrücken.

Neben ihm fiel Manfred bewußtlos zu Boden.

Der Anblick des Außerirdischen war einfach zuviel für ihn gewesen – und auch McBain mußte sich zusammenreißen, um seinen Mageninhalt bei sich zu halten.

Der Fremde war über und über mit Schleim bedeckt, der einen üblen Geruch verströmte. Den Geruch des Todes? Mike war sich nicht sicher.

Das Wesen war prinzipiell humanoid, hatte zwei Arme, zwei Beine, einen Rumpf und einen Kopf. Er schätzte seine Größe auf etwa 1,85 Meter.

Mike preßte die Zähne aufeinander und schälte den Fremden vollständig aus dem Anzug. Er hatte sich nicht getäuscht, der hellbraune, weißgefleckte Körper war komplett mit einer dikken, stinkenden Schleimschicht bedeckt wie eine Nacktschnekke.

Besonders häßlich wirkte das Wesen aber nicht wegen des Schleims, sondern wegen der Zotten, die seinen gesamten Körper vom Kopf bis zu den Füßen bedeckten, auch das Gesicht. Oben auf dem Schädel und am Hinterkopf sowie im mutmaßlichen Genitalbereich waren diese Zotten wesentlich dunkler, fast schwarz.

Das platte Gesicht war ausgesprochen abstoßend. Es wurde von zwei gelben Augen mit senkrechten Schlitzpupillen domi-

niert sowie einem riesigen Mund, aus dem oben und unten, rechts und links insgesamt vier große weißliche Haken herausragten, vermutlich Beißwerkzeuge. Eine Nase suchte Mike vergebens.

Dafür hatte er etwas anderes gefunden: die Wahrheit.

*

»Aufwachen! Komm zu dir, Mann!« Unsanfte Schläge ins Gesicht holten Manfred aus der gnädigen Ohnmacht zurück. Nur einen Moment lang war er verwirrt, dann fiel sein Blick auf den reglosen Außerirdischen neben ihm, und die Erinnerung kam zurück.

Er beugte sich zur anderen Seite und spuckte seinen Mageninhalt auf den verbrannten Boden des Dorfes.

»Reiß dich zusammen! Wir müssen in den Dschungel und die Arado suchen!«

»Ich… wozu das denn? Das Ding ist ein Wrack!«

»Ja, und der Führungsstab der Thule-Truppen wird ganz schön sauer auf uns sein, daß wir neun bestimmt nicht billige Flugzeuge verschrottet haben. Aber die Maschine hat eine gepanzerte Notfunkanlage. Wenn wir die in Gang bekommen, können wir die Truppe rufen, damit sie uns abholt. Denn wir haben ihnen etwas anzubieten, was den Verlust der Flugzeuge ausgleicht: eine AIn-Leiche. Nach allem, was ich weiß, ist es bisher noch nicht gelungen, ein so vollständig erhaltenes Monster wie das hier zu unseren Füßen zu untersuchen.«

Manfred Behrens starrte ihn mit weit aufgerissenen Augen an. »Du willst zu den verbrecherischen Kerlen zurückkehren, vor denen wir gerade so mühsam geflohen sind?«

Der jüngere Mann verlor langsam die Geduld, packte den Älteren an beiden Schultern und schüttelte ihn. »Spar dir das Geschwätz! Ich falle nicht mehr darauf herein. Die Thule-Truppen haben mit Verbrechen so viel am Hut wie du oder ich. Aber ich weiß jetzt, daß man diesen Männern glauben kann. Nichts von dem, was sie uns erzählt haben, war gelogen. Sie kämpfen für die ganze Erde gegen einen heimtückischen Feind aus dem All. An diesem Kampf werde ich mich beteiligen, selbst wenn das bedeutet, daß man mich nach meiner Rückkehr vor ein Kriegsgericht stellt. Und du wirst mich begleiten, Manfred, denn ich

kann dich nicht mutterseelenallein im Dschungel zurücklassen. Und jetzt komm!«

Überraschenderweise trottete Manfred widerspruchslos hinter dem Piloten her, dem Rand des Urwalds entgegen.

Er weinte hemmungslos.

Ende

Technischer Anhang:

TS (Thule-Schiff) »Hindenburg«

Gigantflugzeugträger mit Tarnkappeneigenschaften und optischer Tarnung. Länge über alles: 4012 m. Breite Flugdeck: 807 m. Breite auf Wasserlinie: 833 m. Tiefgang: 83 m. Abstand Kiel - Oberkante Flugdeck: 197 m. Acht Atomreaktoren, davon fünf in Betrieb und drei in Bereitschaft. Schraubenloser Magnetfeldantrieb. Höchstgeschwindigkeit 63 kn (117 km/h). Unbegrenzte Autonomie. Maximale Stärke des Seitenpanzers 438 cm, des Panzerdecks 372 cm. Panzerung als Mehrschichtpanzer ausgeführt (Kompositpanzer). Flugdeck rechteckig. Kommandozentrale unterhalb des Flugdecks im Bug. Zentral auf dem Flugdeck steht ein 37 m hoher, kegelförmiger Kontrollturm für die Flugleitung. Es gibt zwei Start- und Landebahnen jeweils 100 m von der Seitenbegrenzung entfernt. An Bug und Heck verläuft zwischen den Bahnen je eine mit Panzertoren verschließbare 400 m lange Rampe zu den Flugzeughangars unter Deck (kein Aufzug für die Flugzeuge, nur kleinere Aufzüge für Schlepper, Löschfahrzeuge etc.!) Die Flugzeughangars bieten Platz für 400 schwere Bomber (Ar 666) und 600 kleinere Maschinen.

An beiden Seiten des Flugdecks stehen im Abstand von 100 m Panzertürme mit je zwei SK 60. Das Schiff hat also 78 solcher Türme mit insgesamt 156 Rohren. Zwischen den Panzertürmen und an Bug und Heck befinden sich leichter gepanzerte, über FuMO (Funkmeßortungsgerät) vollautomatisch gesteuerte HF 21 M für die Nahbereichsabwehr, insgesamt 84. Außerdem sind in der Bordwand Raketenwerfer für Mittelstrecken-Fla-Raketen »Wasserfall VII« (Reichweite 300 km) eingebaut.

TS »Hindenburg« kommt dank weitgehender Automatisation mit rund 1000 Mann Besatzung (zuzüglich 3200 Mann fliegendes Personal) aus. Größtes Plus ist die aktive Tarnung: Das Schiff ist nicht nur mit FuMO und IR nicht zu entdecken, sondern praktisch unsichtbar: Alle Überwasserbereiche sind mit einer FKB-(Flüssigkristallbild-)Folie überzogen, und ringsum sind kleine Kameras in die Bordwand integriert. Die Aufnah-

men dieser Kameras werden jeweils auf der gegenüberliegenden Schiffsseite gezeigt, so daß man den Eindruck hat, durch das Schiff hindurchzusehen. Auf das ebenfalls FKB-überzogene Flugdeck wird ein der jeweiligen Wetterlage angepaßtes Bild der Meeresoberfläche projiziert. Die für das System notwendige gigantische Rechenleistung besorgt ein Hochleistungsrechner vom Typ Zuse XII C. Die TS »Hindenburg« fährt im Regelfall nur nachts, da man tagsüber aus dem All ihr Kielwasser sehen könnte.

Schienenkanonen SK 20 bis SK 60

Vier Metallstangen, alle 1,50 m mit einem außen umlaufenden Ring verbunden. Die SK verschießen Granaten aller Art mittels elektrischen Stroms, der von einem Atomreaktor geliefert und in einem Hertz-Kondensator gespeichert wird. Die benötigte Energiemenge steigt quadratisch zum Kaliber. Die Verwendung streng geheimer Hochtemperatur-Supraleiter hat die notwendige Energiemenge drastisch reduziert. Je größer das Kaliber, desto niedriger die Schußkadenz: eine SK 20 gibt maximal 12 Schuß pro Minute ab, eine SK 60 einen alle 38 Sekunden. Allen Waffen gemein sind die weiteren technischen Daten: automatische Munitionszuführung, V_0 10,3 km/Sek., maximale Reichweite 1020 km, maximale Schußhöhe 443 km bei senkrechtem Schuß. Verschossen werden selbststabilsierende Granaten (konventionell und ABC).

Schnellfeuerkanone Gustloff HF 21

RK (Rotationskanone; 8 Läufe, elektrischer Antrieb) vom Kaliber 2 cm, Rohrlänge 2,40 m, 38 000 Schuß/Min., Kernschußreichweite 3,8 km

Schnellfeuerkanone Gustloff HF 21 M (Marine)

Wie HF 21, aber Kaliber 3,8 cm, Rohrlänge 4,20 m, Kernschußreichweite 6,2 km

Arado Ar 666

Nurflügler mit zehn TL-Triebwerken Junkers Jumo 1012. Spannweite 108 m, Länge in der Mittelachse 52 m. Dreiecks-Pfeilflügel, die jeweils letzten 10 m außen sind nach unten abgeknickt. Am Knick steht auf jeder Seite ein nach innen gekipptes Seitenleitwerk. Die TL-Geräte Junkers Jumo 1012 sind im Heck auf der Rumpfoberseite eingebaut. Auf dem Leitwerksträger und an der Unterseite je ein vollautomatischer, FuMO-gesteuerter Drehturm mit Gustloff HF 21 (je 50 000 Schuß). Multifunktionsflugzeug, einsetzbar als Bomber, Tanker, Aufklärer und Jägerträger. Durch Form und Kohlenstoff in der Hülle nicht mit FuMO (= Radar) anmeßbar. IR-(Infrarot)gedämmt. Keine aktive optische Tarnung. Gipfelhöhe 21 000 m, Reisegeschwindigkeit in 15 000 m 1074 km/h, Reichweite bei voller Zuladung 18 000 km, luftbetankungsfähig. 3 Mann Besatzung, in der JT-Version Kojen für 8 Piloten. Jede Maschine hat in Innenschächten zehn Luftabwehrraketen vom Typ Wgr 38 »Alswidr« mit 180 km Maximalreichweite. Werden die Raketenträger ausgefahren, können sie auch um 180° nach hinten geschwenkt werden.

Die Ar 666 ist das Arbeitspferd der Thule-Tuppen. Der Prototyp Ar 666 V1 flog 1954, das erste Serienmuster A ging 1956 in Dienst, aktuell geflogen wird die P-Version. Die Ar 666 P/JT kann an der Unterseite acht Jäger Messerschmitt Me 1090 L3 aufnehmen und nach dem Andocken halb in den Rumpf ziehen, so daß die Maschinen vom/am Traggestell starten und landen können und das Trägerflugzeug trotzdem vom Feindradar nicht erfaßt wird. Die Jägerpiloten haben Ruhekojen im Rumpf der Trägermaschine, die angedockten Jäger können im Flug nachgetankt werden.

Messerschmitt Me 1090 Libelle 3

Kleiner Kurzstreckenhochleistungsjäger, gebaut um ein Triebwerk Junkers Jumo 1014 und eine Gustloff HF 21 (2000 Schuß) als Hauptwaffe. Zusätzlich vier vollautomatische Kurzstrecken-Luft-Luft-Raketen Max X mit Geräuschsuchkopf an Trägern **auf** den Flügeln (so ist die Maschine im angekoppelten Zustand nicht ortbar). Die Me 1090 hat einen 7 m langen Rumpf mit stark gepfeilten Deltaflächen – Spannweite 5,82 m – und vollverglaster Haube. Triebwerk und Kanone sind im Rumpf integriert, das Triebwerk sitzt leicht nach rechts versetzt neben der schweren Kanone. Das V-Leitwerk wird an einem 3 m langen dünnen Ausleger getragen, so daß die Maschine insgesamt 9,98 m lang ist. Höchstgeschwindigkeit 2476 km/h, maximale Reichweite 590 km.

Messerschmitt Me 838

Transportflugzeug in schwanzloser Nurflügelbauweise. Spannweite 68 m, Länge in der Mittelachse 52 m. Seitenleitwerk in V-Bauweise, kein gesondertes Höhenleitwerk. Sechs TL-Geräte Junkers Jumo 1012 im Rumpf integriert. Unter dem Rumpf ist das einziehbare, geländegängige Fahrwerk aus Kunststoffraupenketten in zwei vollverkleideten Auslegern über die gesamte Länge des Tragflügels untergebracht, die einen Bodenabstand des Rumpfes von 10 m ermöglichen. In den Rumpf integriert ist ein Standardlastbehälter von 30 x 7 x 7 m, der komplett abgesenkt und gegen andere Behälter getauscht werden kann, so daß ein rascher Beladungswechsel möglich ist. Gipfelhöhe 16 000 m, Reisegeschwindigkeit in 12 000 m 1012 km/h, Reichweite bei voller Zuladung 11 000 km, luftbetankungsfähig.

Aus dem Unitall Verlag sind als gedruckte Bücher lieferbar bzw. in Vorbereitung:

military fiction

STAHLFRONT (HC, 192 Seiten, € 12,90)
Band 1 »Die Macht aus dem Eis«
Band 2 »Versenkt die ›Hindenburg‹!«
Band 3 »Der zweite Bürgerkrieg«
Band 4 »Verrat um Thule« *(Februar 2009)*

thriller occult

DIE SCHWARZE SONNE (HC, 192 Seiten, € 12,90)
Band 1 »Der Engel der Schwarzen Sonne«
Band 2 *(April 2009)*

occult

OKKULTE BIBLIOTHEK (HC, 192 Seiten, € 12,90)
(1) Sajaha – Die Prophezeiungen. Babylon, Nebukadnezar und der Dritte Sargon. *(April 2009)*

science fiction

REN DHARK UNITALL (HC, 192 Seiten, € 10,50)
Band 1 »Jenseits aller Zeit«
Band 2 »Das Kugelschalenuniversum«
Band 3 »Mond in Fesseln«
Band 4 »Aomon«
Band 5 »Der ewige Krieg«
Band 6 »Wurmlochfalle«
Band 7 »Geheimprogramm ZZ9«
Band 8 »Im Herzen des Feindes«
Band 9 »Der goldene Prophet« *(Februar 2009)*

STAHLFRONT



Versenkt die »Hindenburg«!

Torn Chaines

STAHLFRONT



Der zweite Bürgerkrieg

Torn Chaines